

An Marie:
Geburtstagspruch zum 14. März 1924

Wer in rechtem Sinne zählen kann
Seines Lebens hingeschwund'ne Jahre,
Dem verkündet sich der Geistes Schritte
Gottes - Zahl, durch die er irdisch wandelt
Zu dem Lichterziel, das Seelen vorgesezt
In dem Daseinsbüchlein, in dem gezeichnet
Alles muß sein werden seit den Ewigkeiten. Rüdofst.

2
So war meine innere Orientierung, als ~~Wille~~ 1902 ~~Wille~~ Marie von Sivers und ich an die Führung der deutschsprachigen Section der Theosophischen Gesellschaft herantraten. Marie von Sivers war die Persönlichkeit, die durch ihr ganzes Wesen die Möglichkeit besaß, dem, was durch uns entstand, jeden sectierartigen Charakter zu nehmen und der Sache einen Charakter zu geben, die sie in das allgemeine Geistes- und Bildungsleben hineinstellt. Sie war tief interessiert für dramatische und declamatorische = recitatorische Kunst und hatte nach dieser Richtung eine Schulung, namentlich an den besten Lehrstätten in Paris, durchgeführt, die ihrem Können eine schöne Vollendung gegeben hatte. Sie setzte die Schulung nach zu der Zeit fort, als ich sie in Berlin kennen lernte, um die verschiedenen Methoden des ^(Kampferischen) Sprechens kennen zu lernen.

Marie von Sivers und ich wurden bald tief befreundet. Und auf der Grundlage dieser Freundschaft entwickelte sich ein Zusammenarbeiten auf den verschiedensten geistigen Gebieten ^{im weitesten Umf.} ~~auf beiderseitiger~~ Kreis. Anthroposophie, ~~Wille~~ aber auch dichterische und recitatorische Kunst gemeinsam zu pflegen, war uns bald Lebensinhalt geworden.

Rudolf Steiner. Aus «Mein Lebensgang», Kapitel XXXI

Zu nebenstehendem Faksimile

So war meine innere Orientierung, als 1902 Marie von Sivers und ich an die Führung der deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft herantraten. Marie von Sivers war *die* Persönlichkeit, die durch ihr ganzes Wesen die Möglichkeit brachte, dem, was durch uns entstand, jeden sektierischen Charakter fernzuhalten und der Sache einen Charakter zu geben, der sie in das allgemeine Geistes- und Bildungsleben hineinstellt. Sie war tief interessiert für dramatische und deklamatorisch-rezitatorische Kunst und hatte nach dieser Richtung eine Schulung, namentlich an den besten Lehrstätten in Paris, durchgemacht, die ihrem Können eine schöne Vollendung gegeben hatte. Sie setzte die Schulung noch zu der Zeit fort, als ich sie in Berlin kennen lernte, um die verschiedenen Methoden des künstlerischen Sprechens kennen zu lernen.

Marie von Sivers und ich wurden bald tief befreundet. Und auf der Grundlage dieser Freundschaft entfaltete sich ein Zusammenarbeiten auf den verschiedensten geistigen Gebieten im weitesten Umkreis. Anthroposophie, aber auch dichterische und rezitatorische Kunst gemeinsam zu pflegen, war uns bald Lebensinhalt geworden.

Aus Briefen von Marie Steiner-von Sivers

An Johanna Mücke, Berlin

Hannover, 25. September 1907

Liebes Fräulein Mücke,
sind Sie uns noch gut? Wir waren im Briefschreiben ja lässig, aber für mich war es eine Notwendigkeit, um zu gesunden, eine kleine Pause im Briefschreiben zu machen, und alsbald sammelte sich ein unübersehbarer Berg von Briefschulden an; es waren ja auch so viele alte noch vom Frühling her nicht angetragen worden. Der Doktor hat ja immerfort gearbeitet, auch in Rom, wo wir 2 Wochen waren; er hat nie pausiert, wenn er von den Spaziergängen und Besichtigungen nach Hause kam; und doch ist dieses Besichtigen im Moment angreifend, wenn es auch später eine Erholung bedeutet. Nach Rom waren wir je einen Tag in Pisa, Genua, Mailand, dann kamen Luzern und Bern, wo der Doktor zwei öffentliche Vorträge hielt; eine Woche bei Schuré, wo er jeden Abend Vortrag gehalten hat; ein kleiner Kursus in Stuttgart, wo wieder massenhaft Menschen ihn in Anspruch genommen haben, ein schnelles Durchfliegen durch Berlin und Potsdam, und jetzt der 14tägige Kurs in Hannover. Wenn der zu Ende ist, kommt nun endlich wieder Berlin. Was sind wir doch für heimatlose Menschen geworden! Und nun sieht es so hübsch bei uns aus! Ich glaube, der Logenraum wird Ihnen auch gut gefallen. Kommen Sie uns mit liebevollen Gefühlen entgegen, liebes Fräulein Mücke, trotzdem Sie den Doktor so wenig haben. Er ist nun mal für die ganze Menschheit da. Und wie er das aushalten soll, das ist ein Gedanke, den ich nicht mehr aufkommen lassen darf, um nicht plötzlich den Boden unter den Füßen zu verlieren. Hier hilft nur das Vertrauen auf übermenschliche Kraft.

...

2. Okt.

Wieder wurde ich abgerufen und erhielt immer andere Aufträge. Nun, Montag sehen wir uns. ... Sonntag müssen wir uns mit dem Hauptvertreter der Theosophie in Norwegen beschäftigen, sonst hätte ich Sie gebeten zu kommen. So aber müssen wir ihm den Tag geben. ...

Herzlichsten Gruß, auch vom Doktor.

Ihre *M. v. Sivers*

An Sophie Stinde, München

Berlin, 27. Dezember 1909

... Die Münchener Vorträge will ich natürlich nicht öffentlich auslegen. Aber es muß sie ein jeder erhalten können, der für Theosophie Interesse hat, – *auch wenn er nicht Mitglied* ist. Sonst bleiben diese Berge liegen. Hauptsächlich halte ich aber die *Verbreitung von diesem Kursus* für gut im gegenwärtigen Moment. Während ich reservierter sein würde mit den viel intimeren Dingen der Evangelien. (Fürstin Radziwill könnte den Münchener Zyklus nehmen). Und nun das Letzte und sehr Wichtige.

Die Kurse sind schon alle bestimmt bis auf den vom *August*monat. Gestern nun bat ich den Doktor, sich zu entscheiden, weil so viele Anfragen vorliegen. Da sagte er, er würde gern wieder diesen Kursus mit Theater verbinden. Ja, nun meinte ich, «die Münchener Damen werden an ihren Strapazen vom vorigen Jahr noch zu tragen haben», und wo es denn sein sollte, ob in Karlsruhe, Stuttgart oder Frankfurt. Wenn z.B. «Iphigenia auf Tauris» gespielt würde, könnte man es ja überall machen. Da sagte der Dr., daß er doch gern das «*Märchen*» von Goethe stellen würde, ev. eine Wiederholung des «*Mysteriums von Eleusis*». Das «*Märchen*» wird natürlich wieder so viele Dekorationen und Kostüme verlangen, daß es schwer halten würde, sie an einem anderen Ort fertig zu stellen, – und auch die bekannten technischen Hilfskräfte von München sind wertvoll. Aeschylus dagegen oder «Iphigenie auf Tauris» hätten an äußerer Arbeit weniger starke Anforderungen gestellt und vielleicht auch woanders gespielt werden können. Aber Aeschylus ist verfrüht und Iphigenie nicht mysterienhaft genug.

Nun müßt Ihr alles genau erwägen und euch nicht opfern, wenn Ihr nicht die Kräfte habt. Denkt Ihr aber, daß es aus sachlichen Gründen und auch im Hinblick auf die neuen Schwierigkeiten, die Ihr habt, gut wäre, – dann könnte man vielleicht eine unserer Hilfskräfte ... bis zu unserer Ankunft in die untere Wohnung setzen, damit sie alles Billetschreiben und Programm-Schicken erledigt ...

Wir würden nach München kommen können wahrscheinlich gegen oder vor *Mitte Juli*, und man müßte die Vorstellung *eine Woche oder 2 früher* haben als im *vorigen Jahr*, da es Anfang (1.) September in *Bern* losgeht. Es könnte auch sein, daß sich dadurch der Kunstenthusiasmus unserer Mitgl. noch steigert und man die *Sammlung für ein Theater* wagt; Frl. ...s Million erweist sich doch als eine absolute Chimäre, und eure Münchener Zustände werden vielleicht so erst haltbar gemacht. Aber vor allem kommt es an, daß Ihr nicht unter der Arbeit zusammenbricht, und deshalb müßt Ihr rückhaltlos euch aussprechen. Vielleicht läßt sich auch alles in *Bern* machen.

Euch schöne Erhöhung wünschend in herzl. Liebe

Marie

Entwurf zu einem Brief an einen Verleger, wahrscheinlich 1909/10

Sehr geehrter Herr . . . ,

es muß mir schon gestattet sein, bei meiner Meinung zu bleiben, daß ein inneres Bedürfnis zu einem Unternehmen wie das von Ihnen in Aussicht genomme nicht vorhanden ist.

Einfügung von der Hand Rudolf Steiners:

Ich bitte Sie, meine folgenden Zeilen nicht auf die erste und zweite der angekündigten Schriften zu beziehen. Die erste ist ja von Herrn Hofrat Seiling, und von der zweiten wird mir gesagt, daß sie von Herrn Ludwig Deinhard sein werde. Für die Gediegenheit dieser beiden Schriften bürgen selbstverständlich die beiden vorzüglichen Namen, nicht aber Verlagsprinzipien, auf die sich meine folgenden Worte einzig und allein beziehen.

Sie schreiben selbst von der Propaganda, die Sie machen wollen, und Ihr Zirkular enthielt eine Aufforderung, Ihnen Manuskripte zu schicken. Das bedeutet eine Aufforderung, auch sehr viel unreifes Zeug in die Welt zu setzen. Das Bestreben Herrn Dr. Steiners war bis jetzt, ein Verständnis dafür hervorzurufen, daß nur das reifste, wirklichem Wissen Entsprungene gedruckt werden solle, und daß es zu den schlimmsten Erscheinungen unserer Zeit gehöre, daß der Büchermarkt mit unreifen und unnützen Produkten überschwemmt werde. Am allerschlimmsten wäre dies, ist dies auf dem Gebiete der Geisteswissenschaft. Eine wirkliche «Mithilfe» könnte gerade darin bestehen, immer mehr Verständnis für eine solche Anschauung zu erwecken. Ein Entgegenarbeiten dem Geiste unserer Bewegung besteht darin, wenn man anfängt, Propaganda für Schriftstellerei auf geisteswissenschaftlichem Gebiete zu machen. Ich kann auch nicht die Logik dessen einsehen, daß Mitglieder, die nicht Zeit haben, Dr. Steiners Bücher zu studieren, weil sie anderes zu tun haben, just deshalb die kurze Zeit, die ihnen zur Verfügung steht, auf das Lesen sogenannter Hilfsbücher verwenden sollen. Dann kommen sie umso weniger dazu, das Beste zu lesen.

Es gibt gewisse Grundprinzipien, von denen ich eingesehen habe, daß die Gesundheit und Würde unserer Gesellschaft davon abhängt. Und dazu gehört auch die Beschränkung der literarischen Produktion, die Abwesenheit der Propaganda dafür. Je mehr die Gesellschaft wächst, desto mehr wird versucht werden, mit gewissen gesunden Grundprinzipien zu brechen. Ich aber werde bis zuletzt für sie eintreten.

Zusatz von der Hand Rudolf Steiners:

Sie liefern mit Ihren Worten, die noch so gut gemeint sein können, die allerabfälligste Kritik des Steinerschen Wirkens, indem Sie seine Schriften für nicht genügend lesbar halten, während sie abgefaßt sind mit voller Absicht so, daß *nur* der ernste Theosoph sie lesen wird. Populäres Zeug, das jeder bequem zu verstehen glauben mag, könnte natürlich Dr. Steiner auch schreiben, wenn er wollte.

abhängt. Und dazu gehört
auch die Beschränkung der litera-
rischen Produktion, die
Abwesenheit der Propaganda
dabei. Je mehr die Gesellschaft
wächst, desto mehr wird ver-
sucht werden mit gewissen
gesunden Grundprinzipien
zu brechen. Ich aber werde
bis zuletzt bei sie erstickten.

Sie liefern mit Ihren Worten, die nach so
gut gemeint sein können die allerabfälligste
Kritik des Dr. Heine'schen Wirkens, indem Sie
seine Schriften für nicht genügend lesbar
halten, während Sie abgefaßt sind mit voller
Abtuschung, die nur der ernste Theosophie
lesen wird. Populäres Zeug, das jeder ^{begreifen} ver-
stehen glaubt mag, könnte natürlich Dr. Heine
aufschreiben, wenn er wollte.

An Johanna Mücke, Berlin

München, August 1910

Es liegt ein absolutes Verhängnis über meiner Korrespondenz. Wir haben zu starke Aufgaben gekriegt für die knappe Zeit. Es ist gar nicht möglich auszudenken, wie alles fertig sein soll.

Ich komme mit den Vorträgen sehr schlecht weiter. Über die Kasseler hatte ich keinen direkten Auftrag gegeben, sondern nur gebeten, sie aufzubewahren, im Fall es nötig würde, sie drucken zu lassen. . . .

Ich bin dem Schicksal dankbar, das uns in Ihnen einen so starken Freund und treuen Helfer gegeben hat, und bin Ihnen dankbar für die hingebungsvolle Arbeit, die Sie natürlich besser verrichten, als irgend jemand es tun könnte. Mir kann deshalb der Gedanke an Trennung nicht kommen. Es tut mir nur so leid, daß Sie unter unserem furchtbar zerrissenen Leben auch zu leiden haben und es doch so schwer empfinden, wenn Sie so lange nicht von uns hören. Aber ich weiß, daß Sie dennoch einsehen, wie tief es in den Notwendigkeiten unserer Arbeit begründet ist. Und trotzdem wir immer in unseren eigenen Angelegenheiten zurückstehen müssen vor den Anforderungen der Vielen, wächst und gedeiht doch das Ganze. Sie werden mir verzeihen, wenn Sie wieder hier sind und wenn es möglich geworden ist, das ganze Werk auf die Füße zu stellen. So etwas Herrliches wie dieses Drama ist noch nie gedichtet worden. . . .

An Johanna Mücke, Berlin

München, August 1910

. . . In nächster Woche werde ich nichts besprechen können, was außerhalb unserer Münchener Arbeit liegt. Denken Sie: nicht eine Woche bleibt uns mehr, und vier-einhalb Akte habe ich noch gar nicht als Text erhalten. (12 Verwandlungen hat das Stück, man kann es also nicht Akte nennen, wir sind bei der 8. angelangt.) Und was gibt's nicht sonst alles! . . .

An Johanna Mücke, Berlin

Bern, 9. September 1910

. . . Es sind nicht so viele Menschen wie in München, wohl nur 250, obwohl es nach mehr ausschaut und der Großratssaal voll ist, aber diese 250 Menschen genügen vollkommen, um einem wenig Möglichkeit für andere Arbeit zu lassen. Der Doktor hat mir noch gar keinen Programmentwurf gegeben, und ich mache meine gewöhnlichen Schmerzen durch, weil ich gar nicht die Möglichkeit habe, die äußeren Dinge durch exakte Erledigung abzuwälzen. Ich mache mir noch keine großen Sorgen wegen der Programme, da die Generalvers. eine Woche später angesetzt ist. . . . Bertha Lehmann ließ ich kommen, da ich die Gelegenheit benutzen konnte,

daß Frl. v. Eckhardtstein ihre Kunst in Herstellung der neuen Tracht zu übermitteln bereit war. Später will sie sich längere Zeit wegen einer anderen Arbeit in München aufhalten. Da dies ja nun auch eine unserer Aufgaben sein soll, die Tracht zu reformieren und ich eine derjenigen sein muß, die damit anfängt, ist es mir sehr lieb, daß Frl. Lehmann sich in die Kunst einweihen läßt. Die Gelegenheit wäre später nicht so bald gekommen. . . .

An Johanna Mücke, Berlin

Bern, 13. September 1910

. . . Nun sind wir am Ende des Zyklus angelangt. Man könnte denken, daß ein Monat wirklich notwendig sei, um von diesem Auseinandergerissenwerden auszurufen, – aber es werden doch wohl nur 10 Tage daraus. Und statt still in Berlin Altes aufarbeiten zu dürfen, müssen wir, vor Menschen flüchtend, strawanzen. Ich würde so gern in Berlin alles ruhig einrichten, aber der Dr. hätte dort keinen Frieden und würde auch gleich die Logenarbeit beginnen.

Freitag reisen wir nach Basel, wo wir uns bis zum 18. inklus. aufhalten: «Im Wiesengrund Bottminger Mühle, per adr. Herrn Geering-Christ». . . .

An Johanna Mücke, Berlin

[Portorose] 1. Mai [1911]

Gewiß kann man die *Genesis* zuerst drucken lassen. Es ist ja besser, wenn das *Matthäus*-Evangelium gründlich korrigiert sein wird, und beim Ausliefern der Evangelien hat der Dr. immer noch ein gewisses Zögern. Vielleicht ist bis dahin das *Lukas*-Evangelium korrigiert. Ich sehe es wenigstens manchmal beim Dr. auf dem Tisch liegen. . . .

An Johanna Mücke, Berlin

[Portorose] 15. Mai 1911

. . . Der Dr. wird vor Pfingsten in Berlin eintreffen.

Ich habe ihn ja schon öfter gebeten, die öffentlichen Vorträge drucken lassen zu dürfen, um sie auch im Architektenhaus einzeln zu verkaufen. Aber er hat immer gesagt: «Dann muß ich sie korrigieren –». Dann wissen Sie auch, wie es ist. . . .

An Johanna Mücke, Berlin

[Veldes] 26. 6. [1911]

Eben habe ich Ihnen die Christiania-Vorträge 1–9 als eingeschriebene Drucksache geschickt. Der Dr. gibt das *Matthäus*-Evangelium noch immer nicht frei. Also

muß ersterer in den Druck. Bitte fügen Sie noch auf das Titelblatt den neuen Vermerk hinzu statt des alten: «Alle Rechte vorbehalten». Den vergaß ich.

Sobald Herr Arenson die Stuttgarter Weihnachtsvorträge fertig hat, können die folgen. Ich werde unterdessen versuchen, den Makro-Mikrokosmos loszueisen.

Wir sind nun hier in einem reizenden Gebirgsort, aber die Kräfte sind noch nicht groß, und den Dr. anzusehen, ist schmerzlich. . . .

An Johanna Mücke, Berlin

5./6. Juli [1911]

Wir werden einigen unserer österreichischen Logen aushelfen müssen mit einer Anzahl Bücher, da sie doch meistens sich selbst überlassen bleiben und mit vielen Gegenströmungen zu tun haben, die Dr. Steiners Autorität in Österreich nicht aufkommen lassen wollen. Da unserer privaten Reisekasse die Vorträge hier viel kosten und die Sektion dafür nichts ausgibt (in Triest haben wir mit einigen privaten Gaben Saalmiete und Annoncen bestritten), so dachte ich, daß vielleicht die Sektionskasse gut für einige Bücher zahlen könnte, die man dem neuen Zentrum zum Verleihen gibt. Ich würde es setzen unter die Rubrik: «Beitrag zur Unterstützung der Arbeit in Österreich». Ich denke, es ist nur gerecht, weil wir wirklich gar zuviel für die Hotels und Reisen ausgegeben haben.

Herr Strakosch hat mir eine kleine Liste gegeben von dem, was er für Triest nötig hält. Bis jetzt hat er fleißig seine eigenen Sachen verliehen, aber es ist gut, wenn er manches in mehreren Exemplaren hat. . . .

An Johanna Mücke, Berlin

[München] 14./15. Juli [1911]

. . . Mit Schrecken las ich, daß Sie kaum erwarten, mit Ihrer Arbeit bis München fertig zu werden, und ich habe einen so großen Wunsch, von dem ich möchte, daß Sie ihn erfüllen könnten. Dr. Steiner und ich sind von Frau Röchling nach Bayreuth eingeladen worden zur Parsifal-Vorstellung. Wir können absolut nicht hin, aber wir dürfen über unsere Plätze verfügen. Die größte Freude würde es mir machen, wenn Sie an meiner Stelle hinführen. Frau Röchling war auch entzückt bei diesem Gedanken. Es ist auch für die Unterkunft gesorgt. Sie sollen das mir zugedachte Zimmer haben, und Frau Röchling bittet, auch die Kosten der Reise tragen zu dürfen. In Betracht kommen als Daten der 4. und 5. August («Parsifal» und «Meistersinger») und der 7. und 8. August (2mal «Parsifal»). Ich hatte nun gedacht, wenn Sie zum 7. und 8. fahren, daß Sie die drei bis vier Tage dazwischen in der «Erimitage» oder «Phantasie» bei Bayreuth sich ausruhen. Wenn es aber notwendiger und bequemer für Sie ist, noch einmal nach Berlin zurückzukehren, so wählen Sie den 4. und 5. Es wäre zu schade, wenn dies nicht möglich wäre. Solche Gelegenheiten bieten sich für unsereins nicht oft, und man sollte sie ergreifen. . . .

An Johanna Mücke, Berlin

[München, im August 1911]

Besten Dank für den letzten Auszug und die schönen Resultate, die wir Ihrem Fleiß verdanken. Lassen Sie nur immer soviel Zyklen binden, wie Sie wollen, und nicht dürfen Sie sich Korrekturen nehmen zu Ihrem Studium, sondern immer das schönste gebundene Exemplar. Das sollte ich nicht jedesmal wiederholen. Die Korrekturen gebe ich jetzt Herrn Strakosch. Er hat wenig Mittel und arbeitet fleißig; er kann sie gut brauchen . . . Besten Dank auch für die Sonette von Heredia*; es ist dort, was ich brauche. Leider wird es mir hier unmöglich sein, die Übersetzung der «Heiligtümer des Orients» zu Ende zu führen, nun es mir nicht gelungen ist, in Veldes es zu tun. . . .

Vegelahn wird übrigens schleunigst von Dr. Steiner hier gewünscht als Souffleur und vielleicht in einer Rolle des neuen Stückes. Wenn er also Geld braucht, geben Sie es ihm.

An Johanna Mücke, Berlin

[Neuchâtel] 29. September 1911

Hier sende ich Ihnen, leider recht spät, das von Dr. Steiner gefertigte Programm für die Vorträge im Architektenhaus und in der Philharmonie. Wenn keine Zeit mehr ist, um die Korrektur Herrn Dr. Steiner zu schicken, bittet er Sie selbst, genau diese zu prüfen; ist noch Zeit genug da, so schicken Sie sie ihm. Mit Herrn Walther besprachen wir in München, daß die Besant-Loge** Anfang Oktober mit Vorträgen von ihm eröffnet werden könne. Ich weiß nun nicht, ob die Mitglieder schon zum 2. Okt. eingeladen worden sind. Sonst bitte ich Sie, nach Besprechung mit Herrn Walther von beifolgender Vorlage Gebrauch zu machen; Frl. Lehmann kann sie vervielfältigen oder auch drucken lassen. Frl. Garmatter und (wenn er es will) Herr Seiler könnten die Anfänger-Kurse auch schon gleich wieder aufnehmen. Die anderen Kurse müßten erst nach Besprechung mit Dr. Steiner wiederbeginnen. . . .

Wir haben eine recht strapaziöse Zeit hinter uns. Es gab überall Vorträge. In Mailand und Neuchâtel mußte ich übersetzen. In Turin gingen wir auf Nietzsches Spuren und jagten durch die Ausstellung. Es sind eine ganze Menge reisender Theosophen immer da. Herzlichsten Gruß Ihnen. Hoffentlich sind Sie nicht gleich von arbeitswegen überflutet worden.

* José Maria de Hérédia, 1842–1905. Gesammelte Sonette «Les trophées» 1893. Gedichte von Hérédia wurden später eurythmisch dargestellt; siehe Rudolf Steiner «Die Entstehung und Entwicklung der Eurythmie», Gesamtausgabe Dornach 1965, Seite 199.

** Besant-Loge war die frühere Bezeichnung des Rudolf Steiner-Zweiges der Anthroposophischen Gesellschaft in Berlin.

An Dr. Selander, Helsingfors

Berlin W, Motzstr. 17, 2. März 1912

Es würde mich freuen, umgehend von Ihnen zu hören, ob mein Programm mit dem Ihrigen gleich lautet.

Bei mir sind vorgemerkt zehn Kursus-Vorträge und zwei öffentliche. Als Titel finde ich angegeben: «Die geistigen Wesenheiten in den Himmelskörpern und Naturreichen». Nun möchte ich gern von Ihnen erfahren, ob Sie auf zehn Kursus-Vorträge rechnen, oder ob der Dr. Ihnen nur neun oder acht in Aussicht gestellt hat. – Ich selbst habe jetzt den Dr. eine längere Zeit nicht gesehen und möchte nicht länger meinen Brief an Sie aufschieben. Sie werden ja auch wahrscheinlich Ihre Programme schon im Druck oder fertig haben, und ich möchte um den Text bitten, damit meine Mitteilungen konform gehen. Da ich nicht weiß, welche Daten Sie für die öffentlichen Vorträge bestimmt haben, gebe ich nur an als Dauer für Dr. Steiners Aufenthalt in Helsingfors die Daten: 3. bis 14. April. – Wie lauteten in der Ihnen gegebenen Fassung die Titel für die öffentlichen Vorträge?

Darf ich noch fragen, was für Unterkunftsansichten für uns bestehen? Wahrscheinlich komme ich mit, wenn meine Gesundheit bis dahin sich nicht wesentlich verschlechtert, was ich nicht hoffe. . . .

Ich dachte schon, daß, seitdem Mrs. Besant unter dem Mantel der Toleranz Attacken in den Zeitschriften auf uns macht, eine Opposition in Finnland gegen den Besuch Dr. Steiners sich regen würde. Ist dies nicht der Fall?

Mit bestem Gruß an Ihre Frau Gemahlin

Ihre ergebene *M. v. Sivers*

An Mieta Waller, Berlin

[Helsingfors] 13. April 1912

. . . Die Russen sind diesmal an der Tagesordnung. Es sind ihrer viele, und sie sind wirklich nicht leichte Menschen. Außer unseren Anhängern gab es Kamensky mit den ihren. Mit Kamensky hatte ich sehr ermüdende Auseinandersetzungen.

Es gab auch einen Extra-Vortrag für die Russen, eine Osterfeier in der Kirche und bei Frau Chr. – Karfreitag stehend in der Kirche. Es gab einen 5 o'clock mit den Finnen, ihre Generalversammlung am 7. und 8. April. Es gab Besuchsaustausch und Diner mit meinen Verwandten. Es gab große Korrespondenz mit Petersburg, da sie mich doch dahin haben wollten auf einige Tage. . . .

An Bernhard Löw, Kopenhagen

12. 5. 1912

Sehr geehrter Herr Löw,
Herr Dr. Steiner wird sich nicht länger als zwei Tage in Kopenhagen aufhalten können, und zwar am 23. und 24. Mai (Donnerstag und Freitag). Am 25. wird er

die Reise nach Norköping machen. – Wollen Sie mir bitte mitteilen, ob Sie zwei Logen-Vorträge wünschen, oder einen öffentlichen und einen Logen-Vortrag.

Bei der Kürze der Zeit ist es wohl bequemer, wenn Herr Dr. Steiner in Kopenhagen selbst im Hotel bleibt. Wollen Sie bitte so gut sein, für ihn und für mich Zimmer zu besorgen.

Falls ich noch in den nächsten Stunden das Thema erfahren kann, werde ich es Ihnen per Postkarte mitteilen, – doch schreiben Sie mir dennoch, ob es zwei Logen-Vorträge sein sollen oder nicht.

Wir kommen eben aus Köln, wo eine Woche lang ununterbrochen Vorträge und Audienzen stattgefunden haben. Es kamen Viele aus Holland, Belgien und England, und selbst bei den Mahlzeiten war der Dr. nie allein. So konnte nichts anderes besprochen werden, als was mit den Arbeiten jener Woche zusammenhing.

Nun kommt noch einmal München, und dann auf Wiedersehen am 23.

Mit bestem Gruß *M. v. Sivvers*

An Mieta Waller, Berlin

[München] 1. Juli 1912

Es freut mich herzlich, daß Du schon Donnerstag früh hier sein willst. Dein Zimmer wartet auf Dich im ersten Stock der Adalbertstraße; so kannst Du Deine Sachen gleich mitnehmen. . . .

Das Stück wird heißen: «Der Hüter der Schwelle», und die Begegnung wird Thomasius zu bestehen haben. Wappne Dich also. Vielleicht sind die äußeren Umstände für den Dr. niemals so schwer gewesen wie in diesem Jahr. Seit langen Wochen kommt jeden Morgen eine «Kröte» oder eine Hiobspost. Doch hat er schon angefangen zu schreiben, und heute ist die erste Malersitzung. . . .

An Johanna Mücke, Berlin

Dornach b/Basel, Haus Brodbeck, 3. Okt. 1912

Liebes Fräulein Mücke,
Endlich sind wir so weit, daß ich durch Herrn Dr. Steiner die Themen bekommen habe für die Winter-Vorträge in Berlin. Es war durch die Ununterbrochenheit der Audienzen vom ersten Tage an bis zum 2. Oktober vielleicht schlimmer denn je. Vor dem Morgenkaffee saßen die Menschen schon da, bei Mittag war meistens jemand zu Gast, – an den letzten Tagen haben wir um eins und auch um zwei Uhr nachts unser Abendessen gehabt. Ich konnte keine einzige Frage beantwortet erhalten, denn es mußte erst alles vorüber sein. Um ein Ende zu machen, sind wir gestern in das Landhaus von Dr. Grossheintz gezogen auf einen Berg, zwei Stationen weit von Basel. Hoffentlich bleiben wir da versteckt, um einiges ausarbeiten zu können. Wir werden ohne Gepäck den versprochenen zweitägigen Besuch an Schuré machen. Dann wird der Doktor auf einige Tage nach Österreich gehen und

hoffentlich sein Gepäck in München lassen, um uns hier abzuholen und auf einige Tage nach Italien hinunterzusausen.

Er sagt, daß er so mürbe ist wie zerhacktes Fleisch und in der Stille ihm starke Schmerzen kommen. Die beste Erholung ist für ihn, etwas studieren zu können. Ich kann meinen Nacken auch kaum aufrechthalten. Wie geht es nun Ihnen? Nehmen Sie mir bitte mein Stillschweigen nicht übel, – es war wirklich keine andere Möglichkeit da, als sich eben zerreißen und auf sich einreden zu lassen.

Wollen Sie nun die große Güte haben, folgendes Programm möglichst schnell drucken zu lassen und die entsprechenden Plakate zu bestellen. Es wird ja wohl noch Zeit sein, das Korrekturblatt hierher schicken zu lassen. Das, was Sie vom Architektenhaus als Bestätigung erhalten hatten, stimmt im allgemeinen überein mit den Daten, die ich früher als vermerkt erhalten hatte, – bis auf die Daten für die Generalversammlung. Für diese war in Aussicht genommen der 2.–8. Februar. Nun habe ich als *bestätigt* erhalten: den 2., 3., 4., 5. Februar; Sonntag bis Mittwoch inklusive. Wir könnten uns damit zurechtfinden, insofern als wir den Montag, Dienstag und Mittwoch Abend für die Vorträge des Doktors besetzen und die vielen Vorträge der Mitglieder an den anderen Tagen verteilen im neuen roten Kunstzimmer und im blauen Logenzimmer; – dann kann man wenigstens aussuchen, wohin man geht. Aber sehr erwünscht wäre dem Dr., wenn man am Donnerstag, den 6. Februar auch einen öffentlichen Vortrag im Architektenhaus halten könnte. Das Thema für diesen 6. Februar würde dann lauten: «*Märchendichtungen im Lichte der Geistesforschung*». . . .

Dies ist wohl das Wichtigste. Jetzt werde ich meine Briefmappen öffnen, um zu sehen, was ich weiter erledigen kann, aber das Abgehen dieses Briefes nicht davon abhängig machen. Leider hat Arenson das Korrigieren des Kalewala-Vortrags auch verzögern müssen. Ich will es mir jetzt ansehen. Über die Zweigeröffnung habe ich mit dem Dr. noch nicht gesprochen. Da nun Walthers in Lugano sind, werde ich vielleicht Frau von Reeden bitten zu eröffnen, am 14. etwa. Was gab es als Letztes im Zweige? Norköpinger Vorträge über Moral oder die Kopenhagener? Ich meine, Letztere sind noch nicht gelesen, irre mich aber vielleicht. Ev. könnte sie auch Seiler lesen. . . .

An Dr. Selander, Helsingfors

's Gravenhage, Bankastat 32, 28. 3. 1913

In den letzten Mitteilungen wurde der Zyklus von Helsingfors noch nicht angemeldet, weil eine Fortsetzung davon demnächst folgen sollte, und weil ich den Finnländern Zeit lassen wollte, sich klar darüber zu werden, ob sie sich in die Notwendigkeit hineinfinden können, ihre Mitgliedschaft in der Theosophischen Gesellschaft aufzugeben, um Mitglied der Anthroposophischen Gesellschaft sein zu können. Es sind nur von zwei Seiten Bedenken geäußert worden, und ich hoffe, daß sie sich auch da geben werden, wenn die Sache von der richtigen Seite an-

gesehen wird. Ich konnte leider die darauf sich beziehenden Briefe wegen Überfülle von Arbeit nicht früher beantworten. Da die Mitteilungen jetzt nun wieder fertig gedruckt werden müssen, werde ich den Zyklus in Übereinstimmung mit Ihrem letztthin erhaltenen Brief ankündigen lassen.

Es hat sich schon viel herumgesprochen, und besonders aus Rußland wollen viele kommen. Für Auskunftserteilung darf ich wohl Ihren Namen angeben? Sollte noch irgend etwas zu melden sein, wäre es wohl am besten, wenn es telegraphisch geschieht.

Also «Die okkulten Grundlagen der Bhagavad Gita» vom 28. Mai bis 5. Juni.

An Frau Dr. Selander, Helsingfors

18. V. 1913

... Auf besondere Bitte hat Herr Dr. Steiner dem russischen Dichter Berdjajeff, der noch nicht Mitglied ist, gestattet, wenn Herr Dr. Selander damit einverstanden ist, am Kursus teilzunehmen. Einige besondere Fälle von solchen, die durch Studium der Schriften gut vorbereitet sind, könnten bei gegenseitigem Einverständnis wieder berücksichtigt werden, insofern es sich nicht um theosophische Mitglieder handelt. ... Herr Berdjajeff ist ein Freund unseres Mitglieds, des Schriftstellers Bugajeff aus Moskau. ...

An Johanna Mücke, Berlin

[München] 27. VII. 1913

... Was mich anbetrifft, halte ich es ja nicht für möglich, den Zyklus durchzulesen und fertigstellen zu lassen bis zu den Münchener Tagen. Das wäre möglich gewesen, wenn es mir gelungen wäre, einen anderen Darsteller der Hauptfigur im französischen Stück zu finden, der von Dr. Steiner akzeptiert worden wäre. Nun aber ist es mir nicht möglich. Ich stehe schaudernd vor meinen beladenen Tischen, und mich will rein der Schwindel erfassen. Ich habe gefleht und gefleht, daß wir das französische Stück bis zu nächstem Jahr aufschieben. Aber der Dr. ist ja nicht der Mann, der irgend etwas aufgibt, was in Aussicht genommen ist. Wenn er es wäre, wäre er ja auch nicht der, der er ist. ...

An Johanna Mücke, Berlin

8. VIII. 1913

Ich lese nun noch einmal vor dem Schlafengehen alle Ihre letzten Briefe durch, auch den eben erhaltenen. Am häufigsten wiederholt sich doch die Frage: «Was soll ich denn tun?» – Wie gesagt, alles können Sie tun und schreiben, nur nicht immer annehmen, daß es mein besonderes Vergnügen ist, Ihr Folterknecht zu sein. Selbst Ungers Broschüre habe ich nicht mitgenommen und dann zurückgehalten,

sondern der Dr. – Ich habe dem Dr. vorhergesagt, daß wir nichts als Katastrophen haben werden, wenn wir die Zeit so bepacken und zwei neue Stücke aufstellen, neben allen sonstigen extraordinären und ordinären Arbeiten. Nur deshalb schrieb ich Ihnen von seinem Aussehen und seinen unmenschlichen Arbeiten, damit Sie mich entschuldigen, wenn ich es Ihnen nicht recht machen kann innerhalb des Bereiches unserer gemeinsamen Pflichten. Wir müßten dann beide das Unabwendbare hinnehmen und uns sagen, daß alle Kränkungen, Ansprüche usw. der anderen nichts sind neben der Tatsache, daß der Dr. überhaupt noch unter uns weilt.

Was soll ich denn tun? Noch heute sagte mir der Dr., als er merkte, daß es mir recht schwer ums Herz war: «Dann sterbe ich –».

Sie sagen mir eigentlich, daß ich Sie töte – aber Sie machen sich wenigstens Luft, das darf ich nicht . . . Ich muß mit dem Dolch, den Sie mir ins Herz stecken, und den übrigen heiter lächeln.

Und mehrmals nach den Dramen haben Sie mir gesagt: «Wenn man das erlebt, so möchte man eigentlich vor Dankbarkeit sterben.» . . .

. . . Nun bitte ich Sie, tun Sie nur das, woran Sie nicht sterben, und wenn Sie die Korrekturarbeit zu Ende führen wollen, dann lassen Sie wenigstens von Frl. Keller alles andere so gemacht sein, als ob Sie nicht da wären . . .

An Mieta Waller, Berlin

Dornach, den 18. Februar 1914

Wir denken heute Deiner in Liebe. Ich versuche mir vorzustellen, wie es Dir jetzt hier gefallen würde, aber so schön wie während der glänzenden Schneetage ist es heute nicht. Und in den Zimmern ist es etwas beengt. Es legt sich auch ein bißchen lastend die Sorge auf die Schultern, wenn man bei jedem Besuch erfährt, daß die Voranschläge so bedeutend hinter den wirklichen Kosten zurückstehen. Ahriman ist doch ein unheimlicher Geselle. Wird man mit ihm fertig, wenn man sich mit ihm einläßt? . . .

So bewege ich einige Sorgen in meinem Herzen und kann doch nicht anders als glauben, daß alles zu schönster Erfüllung dränge, wenn ich die herausquellenden Linien sehe, die werdenden Gestaltungen. Wenn ich höre, was schon fertig im Geiste ruht und auf uns wartet, damit wir ihm lebendigen Ausdruck verleihen! Diese Art von Glück hat doch niemand gehabt in dieser Weise.

An Johanna Mücke, Berlin

[Dornach] 3. August 1914

. . . Nun will ich noch schnell versuchen mitzuteilen, wie es uns ging. Zunächst nach der Ankunft wie gewöhnlich viel dringende und manche unerwartete Arbeit und Abhaltung durch die vielen Menschen. Der Dr. so erschöpft, daß es furchtbar war, ihn anzusehen. Nun waren die Bayreuther Tage herangerückt, und Frau

Röchling hatte noch nicht ihre Absage durch den Dr. erhalten. Der Tag des «Fliegenden Holländers» war dann vorgegangen, und ich hatte noch kein Nein für den «Parsifal» am 1. August erhalten. . . . Wir sahen noch «Parsifal», jagten gleich nach der Vorstellung im offenen Auto der Frau Röchling die Nacht durch von Nürnberg nach Stuttgart; dann mit vielen Schwierigkeiten und Umsteigen mit Zügen weiter, und sind heute da. Heute hätten wir nicht mehr über die Grenze können.

Es ist notwendig wegen des Baues, und doch sind wir jetzt von Berlin abgeschnitten. Hoffentlich nicht auf lange, aber was kann man in solchen Zeiten wissen.

Ich habe nie den Dr. so deprimiert gesehen wie anlässlich dieses Krieges. Ich glaube, er wollte sich auch durchaus noch Deutschland ansehen. Es war merkwürdig, dies Sausen durch die stille Nacht mit dem Aufgehaltenwerden bei Eisenbahnübergängen und Brücken durch die Patrouillen. Aber ich muß sagen, es war etwas Großes und Starkes, Würdiges und Vornehmes in der Stimmung des Volkes. Man fühlte ganz den feierlichen Ernst der Stunde. Und in den Massenanhäufungen der Menschen den Willen eines Volkes wie den eines Mannes.

Hier ist mehr Unruhe und Nervosität. . . .

An Johanna Mücke, Berlin

Bern, 6. Februar 1919

Es ist mir ganz schrecklich, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe. Jeder Tag brachte ein Pensum, das absolviert werden muß, mit den Überraschungen und unerwarteten Dingen, wie sie unser Gesellschaftsbetrieb mit sich führt. Dazu immer der Gedanke: nächste Woche fahren wir, da kommt vielleicht der Brief nicht vor uns an, – und so ist nach Woche Woche verstrichen.

Und innerlich das Gefühl: als bestünde die Welt gar nicht mehr, in der man gelebt hat.

Von meinen Angehörigen habe ich nichts vernommen. Wahrscheinlich sind sie nicht mehr am Leben.

Nun hält der Dr. die Vorträge, die er in Berlin halten sollte, in verschiedenen Schweizer Städten. Die Vorträge in Zürich waren sehr stark besucht. Auch unsere Eurythmisten sollen wieder versuchen, jetzt wo die Grippe etwas abgeflaut ist, sich in die Öffentlichkeit zu stürzen. Aber so furchtbar viel Hemmnisse gibt es bei solch einem Unternehmen in heutigen Zeiten, daß es mich wundern sollte, wenn es glückt.

. . . Dr. Steiner hat mit viel Liebe ein sehr gelungenes Relief meiner Schwester gemacht. Als ein Andenken an seine Arbeit und da Sie ein freundliches Erinnern meiner Schwester bewahrt haben, schicke ich Frau Walther und Ihnen einen Abguß. . . .

An Johanna Mücke, Berlin

Dornach, 3. März 1919

... Den «Hüter der Schwelle» habe ich ganz durchgesehen, aber beim Dr. ist er ganz stecken geblieben. Ich darf auch nicht zuviel erinnern bei der Überarbeitung, die jetzt wieder sein Teil ist. Unausgesetzt Vorträge, Besprechungen, ein Buch wird geschrieben, das anstrengende Reiseleben. Er spannt alle seine Kräfte an, um der Menschheit zu helfen. Helfen Sie doch auch zu Hause in Berlin mit guten Gedanken und Gefühlen. Es ist doch etwas schwer in diesem Leben, wo wir gezwungen sind uns zu teilen, daß diejenigen, mit denen wir nicht sein können, bitter werden. Das geht immer so, abwechselnd bald hier, bald da. Und der Dr. ist doch, Gott weiß, da, wo er als notwendig und als seine Pflicht erachtet, nicht nach Lust und Geschmack. Für mich ist es auch wahrhaftig nicht leicht, immer vielleicht in den nächsten Tagen abreisen zu müssen und dennoch aktiv zu bleiben. Wir haben jetzt die Öffentlichkeit mit der Eurythmie gut bestanden, in Zürich und Winterthur; das Publikum ging warm mit. Zwei Zeitungen haben Blech gebracht, die anderen geschwiegen. Aber all dies, was sich als Herrliches in Dornach ausnimmt, ist mit unsäglicher Mühsal und mit Strapazen verbunden. Die Vorträge sind auch nicht mehr so, daß man dabei schwelgen kann, da sie die Probleme der Zeit berühren. – Jetzt verbindet sich Ihr früherer mit dem neuen Wirkungskreis in des Dr.'s Arbeit. So sind sie eigentlich wieder die Nächste, ihn zu verstehen und ihm zu helfen. Tun Sie es auch in der Ferne. ...

An Johanna Mücke, Berlin

[Stuttgart] 19. I. 1921

Es ist ganz schrecklich, daß trotz allen besten Willens wir von einem in das andere so gejagt werden, daß zur Schlichtung persönlicher Angelegenheiten uns kein Augenblick übrig bleibt.

Stuttgart ist das Tollste, was es je innerhalb unserer Arbeit gegeben hat. Doch was lohnt es, Worte darüber zu verlieren. Nur mein Bedauern muß ich aussprechen. Wie oft habe ich Ihnen in Gedanken geschrieben ...

Zunächst aber zum Geschäftlichen. In dieser Verlagsangelegenheit müssen Sie das tun, was die Zeit und die Verhältnisse gebieten. Das ist ja nicht anders möglich, und dementsprechend müssen die Preise der Bücher gesteigert werden. Dr. Steiners Meinung war ja schon längst, daß dies hätte in höherem Maße geschehen müssen, und wir hören oft Verwunderung darüber, daß unsere Preise so niedrig gehalten werden. Das Patriarchalische, das wir gern aufrecht erhielten, wird eben den neuen Zeitforderungen weichen müssen.

... Mit dem Dr. kann ich überhaupt kaum mehr ein Wort sprechen; er wird buchstäblich zerrissen. Seine Antwort muß aus Dornach kommen, wohin wir in einer Stunde reisen.

An Herrn Morgenstjerna, Kristiania (Oslo)

[Dornach, Oktober/November 1921]

Sehr geehrter Herr Morgenstjerna,

Da Sie in Angelegenheiten der Eurythmie mehrmals mit mir gesprochen haben, wende ich mich gern an Sie, um Ihnen mitzuteilen, wie es mit unserer Arbeit steht. Wir haben darauf verzichten müssen, die Szene mit den Naturwesen aus «Peer Gynt» zu nehmen, weil wir dafür zu große Chöre gebraucht hätten. Dagegen haben wir «Olaf Åsteson» mit neuen Formen ausgearbeitet; also nicht wie es einige norwegische Freunde in Dornach gesehen haben, sondern in etwas komplizierterer Art, die auf unsern Bau hin gestimmt ist. Wir brauchen freilich eine große Bühne dafür, wie auch für die andern Sachen, und hoffen sehr, daß Sie das Nationaltheater erhalten werden. Wenn wir zwei *Matinées* haben könnten, so würde sich vielleicht die finanzielle Seite besser gestalten und die Kosten der Annoncen verteilen. Freilich müßte es gut besucht sein. Dr. Steiner ist immer für das viele Arbeiten und hat sogar drei Veranstaltungen vorgeschlagen. Ich habe die Meinung, daß die Freunde in Kristiania das zuviel finden werden. Doch habe ich heute drei Programmentwürfe zusammengestellt.

An Fräulein Groh

[Dornach, Oktober/November 1921]

Liebes Fräulein Groh,

nun scheint es ja, daß die norwegische Reise zur Tatsache wird, wenn noch die letzten Paß-Schwierigkeiten behoben werden. Ich habe laut Verabredung auf Ihre Mitwirkung gerechnet und hätte nur noch gern von Ihnen die telegraphische Bestätigung, daß Sie bis zum 4. Dezember in Norwegen sind. Brieflich könnten Sie mir dann mitteilen, ob, falls nachher Bremen und Hamburg in Frage kommen, Sie dann mitkönnen oder nicht. Ich rechne auf Sie für Kristiania bei Ihrer alten Stelle im «Quellenwunder», bei dem einherblitzenden ahrimanischen Gedankenwesen, beim «Schatzgräber». Falls wir mehrere Vorstellungen haben (Doktor Steiner denkt: zwei *Matinées* im Nationaltheater, 27. und 4. Dezember, und vielleicht etwas am Mittwoch, doch fürchte ich, daß unsere norwegischen Freunde dies zuviel finden könnten, auch im Hinblick auf den Besuch des Publikums), dann würden wir die in letzter Zeit hier gespielte Szene mit dem Doppelgänger aus «Der Seelen Erwachen» geben. Frl. Savitsch war nämlich ein ausgezeichneter Doppelgänger. Es würde uns nur Ahriman fehlen. Den gab Flossy*. Für Einzelszenen, wie hier, kann man aus dem Ahriman auch eine Alberich ähnliche Figur machen. Er braucht hier nicht durchaus groß zu sein. Da es ein in die Szene hineingeworfenes Solo-Stück ist, könnten Sie es allein üben; Flossy erhielt ein Podium für sich im Bau, rechts vom Zuschauer, auf dem sie ihre Form legte; sie vermischte sich nicht

* Vergl. Flossy Leinhas «Erinnerungen an «Ahriman»» in «Mitteilungen aus der anthroposophischen Bewegung» Nr. 39, November 1966.

mit den andern. Wenn wir diese Szene geben, wäre es am 4. Dezember als Matinée, dann haben wir auch noch Zeit für gemeinsame Proben. (Flossy ist eben nach England gereist.)

Außerdem wäre es sehr schön, wenn Frl. Roll, Frl. Geelmuyden und Halvorsen, oder wen Sie sonst haben, zu «Pfiffen» und zu Ratten im «Rattenfänger» bereitet würden, dann hätten wir zwei sehr schöne Schlußnummern.

Von norwegischen Sachen konnten wir nur den «Olaf Åsteson» neu einstudieren. Für «Peer Gynt» wären zu große Chöre nötig gewesen. Aber wir brauchen eine große Bühne für «Olaf Åsteson»; es sind jetzt neue Formen für ihn da zu Ehren der norwegischen Reise; Stuten macht Musik. Das Stück dauert eine halbe Stunde.

Hoffentlich kommt nun alles zum Gelingen.

Beste Grüße und Wünsche für Ihre Arbeit Ihre *M. Steiner*

Zu den vorstehenden Briefen von Marie Steiner-von Sivers:

Der stark individuell geprägte überpersönliche Zug, der das Leben von Marie Steiner-von Sivers kennzeichnet, spricht sich in den vorliegenden Briefen deutlich aus. Ihre überragenden Fähigkeiten und ihre ganze Kraft stellte sie vorbehaltlos in den Dienst des großen Kulturimpulses, den Rudolf Steiner mit seiner Geisteswissenschaft der Gegenwart einpflanzen wollte. Wie maßgebend sie am Zustandekommen und Aufbau des Gesellschaftsorganismus beteiligt war, der zu einem wesentlichen Teil das Wirkensfeld Rudolf Steiners bildete, zeigt gleich der erste der hier abgedruckten Briefe. In dieser Gesellschaft hat sie gleichwohl niemals einen Selbstzweck gesehen; wie der genannte und weitere Briefe zum Ausdruck bringen, war sie sich vielmehr bewußt, daß der Geistesforscher «für die ganze Menschheit» da war. Hinter dieser Tatsache hatten alle Subjektivismen zurückzutreten, eine Forderung, die sie mit der gleichen Strenge an sich selbst wie an andere stellte.

In dem folgenden Brief vom 27. Dezember 1909 wird Rudolf Steiners Absicht angekündigt, in München ein Mysteriendrama, damals noch ohne festeren Umriss nur in Verbindung mit Goethes «Märchen» genannt, zur Aufführung zu bringen. Bis dahin waren in München 1907 Schurés «Heiliges Drama von Eleusis» und 1909 «Die Kinder des Lucifer» aufgeführt worden. (Einen Einblick in Rudolf Steiners Arbeit an der Gestaltung dieses ersten Mysteriendramas vermitteln die «Entwürfe zu dem Rosenkreuzermysterium Die Pforte der Einweihung [Initiation]», Dornach 1954). Auch der Baugedanke klingt in dem erwähnten Brief an. Welches Übermaß an Arbeit und Verantwortung Marie von Sivers an der Seite Rudolf Steiners bei den Mysterienaufführungen 1910–1913 zufiel und mit welcher Hingabe sie den damit verbundenen künstlerischen und menschlichen Anforderungen gerecht wurde, lassen die Münchener Briefe dieser Jahre erkennen. Bei dem «französischen Stück», von dem in dem Brief vom 27. Juli 1913 die Rede ist, handelt es sich um Schurés Drama «Die Seelenhüterin», dessen geplante Aufführung schließlich doch nicht zustande kam (vergl. Brief von Marie von Sivers an Edouard Schuré vom 25. April 1913 in Heft 10 der «Nachrichten der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung», S. 31). – Vom Aufbau der Eurythmie durch Marie Steiner berichten die beiden Briefe vom Spätherbst 1921, die den Beschluß der vorliegenden Auswahl bilden.

Ein weiteres sich ständig erweiterndes Arbeitsgebiet erwuchs Marie von Sivers mit der Herausgabe der Vortragszyklen Rudolf Steiners. Die Herstellung dieser Privatdrucke erwies sich für den Fortgang der anthroposophischen Arbeit als notwendig, nachdem man sich anfangs mit der leihweisen Ausgabe weniger Vervielfältigungen beholfen hatte. Zu der Fülle der organisatorischen Aufgaben, von der etwa der Dornacher Brief vom 3. Oktober 1912 einen Begriff gibt, trat nunmehr die Sorge für die Auswahl, Fassung und Korrektur der Vortragstexte. In diesem Zusammenhang sei auch auf den in den «Mitteilungen aus der anthroposophischen Arbeit in Deutschland», Nr. 79, Ostern 1967, veröffentlichten Brief von Marie von Sivers an Sophie Stinde vom Oktober/November 1909 verwiesen. Welchen Unliebsamkeiten Rudolf Steiner bei der Publikation seiner Schriften ausgesetzt war, zeigt das Schreiben an einen Verleger, der das Erscheinen eines Werkes Rudolf Steiners in seinem Verlag mit der Propaganda für eine zweifelhafte Sekundärliteratur verknüpfen wollte. Mit den Zusätzen von der Hand Rudolf Steiners ist der Entwurf dieses Schriftstückes, dessen letzte Seite wir im Faksimile wiedergeben, symptomatisch für die enge Zusammenarbeit zwischen Rudolf Steiner und Marie von Sivers. Jedenfalls entsprach die Begründung eines eigenen Verlages durch Marie von Sivers einer dringenden Notwendigkeit.

Sowohl in der Herausgabe der Vortragszyklen wie in der Führung des Philosophisch-Anthroposophischen Verlags bewährte sich Johanna Mücke, 1864–1949, als treue und unentbehrliche Helferin. An sie ist die Mehrzahl der vorliegenden Briefe gerichtet. Johanna Mücke hatte Rudolf Steiner bereits als Lehrer an der Arbeiter-Bildungsschule in Berlin kennen gelernt (siehe Johanna Mücke und Alwin Alfred Rudolph «Erinnerungen an Rudolf Steiner und seine Wirksamkeit an der Arbeiter-Bildungsschule in Berlin 1899–1904»). Sie war zeitweilig auch im Vorstand der Deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft und später im Vorstand der Anthroposophischen Gesellschaft in Deutschland tätig. – Sophie Stinde, 1853–1915, leitete zusammen mit Gräfin Kalkreuth den Münchener Hauptzweig und gehörte zehn Jahre lang dem Vorstand der Deutschen Sektion an. Sie war die Hauptorganisatorin der Münchener Mysterienaufführungen und Mitbegründerin des Johannesbau-Vereins (siehe Rudolf Steiner «Unsere Toten», Gesamtausgabe Dornach 1963). – Mieta Waller-Pyle, 1883–1954, seit 1907 mit Marie von Sivers und Rudolf Steiner befreundet, war in den Münchener Aufführungen der Mysteriendramen 1910–1913 die Darstellerin des Johannes Thomasius.

Die Briefe von Marie Steiner-von Sivers werden in einem Band ihrer in Vorbereitung befindlichen «Gesammelten Schriften» erscheinen.

Marie Steiner:

Fragment über Goethes Dichtungen «Tasso» und «Iphigenie»

. . . und so schimmern denn die taxusumsäumten, hermenumstandenen, myrtengeschmückten, lorbeerumschatteten Anlagen im Park der Landschaft um Ferrara mit jenem Zauber, den die florentinischen und römischen altherzoglichen Gärten auf uns ausüben und die alle erzählen, erzählen von Taten kühner beherzter Menschen, von Dichtung und Kunst, von Schönheit und Ruhm, von Pracht und Herrschaft, und selbst die Streitsucht und Gewalttätigkeit zieht hier ein farbenschimmerndes, hüllendes Gewand an, das Häßliche wird verborgen oder zertreten, die Schönheit herrscht; wenigstens hier im geschlossenen Park, wo der Szepter der edlen Damen waltet. Goethe aber hat aus dieser Schönheit reinen Marmor des Worts geschaffen, feingeäderten, ätherdurchpulsten. Sein Marmor ist zersprühender Geist, vom Wort in Licht zurückgewandelt. Durch diese Lichtesworte – wie läßt sich's da wandeln hehr und rein; sie wehen einen an wie erfrischende Kühlung oder durchläutern im Sengen wie Flammensubstanz. Schmerzreicher Tasso, Goethes Geist schützt dich vor der Vernichtung durch den Tonfilm.

Alle Steine sprechen zu Goethe: die Steiner der Natur, die ihm von dem in sie eingebetteten versprühten Geist erzählen, die Steine – Kulturepochen. Sie führen ihn über Sizilien zurück nach Griechenland, und es ist, als fände dort sein Geist erst seinen rechten Anhaltspunkt. «Vergangenes Erdenleben regt sich kräftig . . .»

Glaubt man nicht Goethe auf den Zweiräderwagen dahinfliegen zu sehen im Staub der olympischen Arena, allen voran, wie der sprühende Genius seines Sturmlieds? Könnte man ihn sich nicht in der Werkstatt des Phidias denken, Zeus formend unter dem tragend belebenden Hauch des Meisters. Und so wird ihm, dem bald zu Apollo Hingerissenen, am kastalischen Quell Niederknieenden, bald von Dionysos Durchschüttelten, Durchgluteten, Zeus doch immer der hehre Weltenerbauer, der Demiurg, dessen Haupte der athenische Gedanke, die Blüte von Hellas entsteigt. Sturmatmende Gottheit, es rauschen hörbar unter deinem Hauche in Goethes Lied die Eichen von Dodona, es sausen die Wagen in Olympia. Aber unheimlich nahen die mänadischen Scharen in Elysium; sie werden verscheucht von Athene, und die attischen Bienen bilden aus den heruntergefallenen Tropfen ihrer Nektarschale die schönste den Menschen dargereichte Göttergabe: die Kunst.

Mit ihr die schöpferische Kraft. Die Menschheit verklärt die Erde durch die Kunst, hebt sich durch sie wieder empor zum Geist. Prometheus sieht seiner Erlösung entgegen.

Das Denkmal seiner Dankbarkeit setzt Goethe dem griechischen Geist in seiner Iphigenia. Verklärtes Griechentum gewiß, in Harmonie gelöstes, den Moiren entrissenes, versöhntes. Und mit welchen Mitteln versöhntes! Was Ibsen nicht er-

reichen konnte, die Auferstehung in Frauengestalt, hier ist es Tat. Auf dem dunklen Hintergrund des Skythentums, das edler Menschlichkeit nicht bar ist, bei deutlich dem inneren Sinn wahrnehmbaren Anprall der Wogen des Schwarzen Meeres, die Lichtgestalt im Tempelhain, dem verschlagenen Splitter griechischer Kolonisationskunst, alles besiegend durch edle Menschlichkeit, rohes Barbarentum wie kulturelle Verschlagenheit, Schicksalsfluch und verworrener Orakelspruch. War sie zu edel, diese Gestalt, um ganz unter uns lebendig zu werden? Warum reichte bis jetzt Schauspielkunst nie an sie heran? Sie darf nicht gespielt, sie muß gelebt werden. Das Wort muß an ihr lebendig werden, muß dem ertötenden Druck des Intellekts entrissen werden.

Zu dem vorstehenden Fragment

Nur wenige Worte sind es, die sich von Marie Steiner auf diesen Blättern erhalten haben – wahrscheinlich abgetrotzt dem Gebot der Stunde, die nur ganz selten es erlaubte, Gedanken festzuhalten, wie sie uns hier entgegentreten. Sie geben tiefen Einblick in die Werkstatt ihres Künstlertums. So sprach sie oftmals in den Proben, wenn sie dem Sprech-Chor jene gewaltigen Verse aus «Gott und Welt» vorsprach im großen Goetheanumsaal, der – schön in seinen einfachen, noch nicht ausgebauten Formen – immer mehr von Jahr zu Jahr durch die Sprachkraft Leben erhielt, es zurückwarf. Machtvoll klang ihre Stimme im Raum, und wenn dann der Chor sprach, konnte man es kaum begreifen, daß vierundzwanzig Stimmen nicht in der Lage waren, die Wirkung zu erzielen, die von dem Wort Marie Steiners ausging. In ihr wurde Goethescher Geist voll lebendig, aber nicht ein gewesener, sondern ein gegenwärtiger, der aus den Rhythmen der Verskunst sich herauslöste und Gestalt annahm, wesenhafte Gestalt, die in ihrer Musikalität, in ihrem Lautklang, in ihrer Bewegungskraft sich tief in das eigene Wesen einprägte. Urworte – in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Und aus dem Urwort, wie es uns kosmisch umfassend der Evangelist aus der Vergangenheit in die Zukunft unverlierbar verkündet, strömte die Sprache, die aus diesen Quellen heraus zum Wesen der Mysterienkunst den Weg bahnte, jener Mysterienkunst, die einst in geschlossenen Volkszusammenhängen jahraus, jahrein die Menschen beseelte in ihrem Verbundensein mit der Gottheit, die aber heute frei und zugänglich für jeden Menschen wiederum sich nun zeigte. Königlich, priesterlich – so waren die Gesetze dieser Kunst. Die einzelne Gestalt im Drama wurde Zeuge für ein Höheres, der Chor Stimme der Gottheit selbst. Und so lebte der Sprachgeist in jedem Gedicht, das erobert werden mußte in seinem eigenen, künstlerischen Gehalt. Alles Willkürliche hatte zu weichen. Da war Notwendigkeit, war Gott – ganz in dem Sinne, wie es Goethe empfand, als er in Italien der Welt des wahren Griechentums begegnete. Lernenden und Aufnehmenden aber wurde gleicherweise ein ungeahntes, nicht mehr gekanntes Erlebnis: der Genius der Sprache beflügelte die Worte, und im frei gestalteten Atem floß dahin, was die wahren Dichter ihrer Zeit in ihre Schöpfungen gebannt hatten. – Ja, wir waren Bewunderer von Ibsen, spürten, was er in seinem Epilog

«Wenn wir Toten erwachen» hatte sagen wollen, und fanden den Weg dann zu einer neuen Kunst, einer Kunst, die zum Leben erwecken konnte, was in den Seelen derer erstorben war, die dennoch sich sehnten, wie Goethe es so erschütternd im «Faust» aussprach, nach den Quellen alles Lebens! Und so begegneten sie jener Frau, der es möglich war, die Wandlung herbeizuführen, um «dem ertötenden Druck des Intellekts zu entreißen», was wie im letzten Augenblick sich zur Umkehr besonnen hatte, um völlig neu zu beginnen. Das war die große Tat in Dornach, jene Erneuerung der Bühnenkunst aus den reinen Wortkräften heraus, eine Erneuerung, die Schritt für Schritt eroberte, was brach lag. Man nehme nur den Aufbau der gesamten Faustdichtung, nehme dann in den vierziger Jahren die Schiller-Epoche, die bewies, daß nicht der Inhalt das Bleibende ist, nicht ein Drama zeitgemäß inszeniert werden muß, sondern daß die künstlerischen Kräfte der Dichtung freigelegt werden müssen. Dann spricht beispielsweise in der «Braut von Messina» immer wieder neu erschütternd die Sprache selbst sich aus und ergreift die Herzen. Und am Schluß ihres Lebens konnte Marie Steiner noch, schon in Beatenberg, abseits von Dornach lebend, die «Iphigenie» einstudieren, wie stets Vers für Vers herausarbeitend. Es war das Letzte. Sie hatte Iphigenie «gelebt», wie sie schrieb, alles gelebt, was sie durch Jahrzehnte für die Eurythmie sprach, dann von Tag zu Tag in den Proben für die Schauspiel-Kunst erarbeitete. Und das Wort wurde lebendig, wird lebendig bleiben, wenn man aus diesen Kräften heraus an ihm weiter arbeitet, wird in die Zukunft tragen, wenn man aus tiefster Selbst- und Welterkenntnis den Weg nicht verläßt, der – wie stets in allen wahren Mysterien – zum WORT selbst führt.

Edwin Froböse

Marie Steiner über Edouard Schuré

Der Verfasser der hier geschilderten Begegnungen Edouard Schurés mit Rudolf Steiner bittet mich um ein Begleitwort zu dieser Gedenkschrift, die er auf Grund von Gesprächen mit dem 82jährigen, der Todesstunde entgegensehenden und sein Lebenswerk noch einmal überblickenden Dichter geführt hat. Schuré hat ihn beauftragt, an seiner Stelle der Welt das zu erzählen, wozu er selbst in umfassender und dichterisch gestaltender Weise nicht mehr die physische Kraft hatte. Er hatte wohl den Plan zu diesem Werke entworfen, er hatte auf Zetteln niedergeschrieben das, was er später zu einem Ganzen zusammenschweißen wollte. Sein letztes Buch sollte der Welt zeigen, was er Rudolf Steiner verdankte und wie er in ihm den überragenden geistigen Lehrer unserer Zeit erkannt hat, der die zukunfts bildenden Kräfte in seinem Geiste trug. Aber die Lebensenergie, die er benötigte, um das Werk auszuführen, war im Schwinden, er fühlte das Ende nahen. Da überließ er das vorhandene schriftliche Material dem jungen Freunde, mit dem er in der letzten Lebenszeit manche diesbezügliche Gespräche geführt hatte und gab ihm den Auftrag, im Sinne seiner ihm bekannt gewordenen Intentionen das Bekenntnis zu Rudolf Steiner als sein letztes Wort der Nachwelt zu vermitteln.

Es ist nicht leicht, diese Bruchstücke zu einem Ganzen zusammenzufügen. Da Treue in der Wiedergabe der Aufzeichnungen das erste Erfordernis war, mußte der aphoristische Charakter der Notizen beibehalten werden. Dieser aber steht in starkem Gegensatz zu dem, was wir als den Stil des Künstlers Schuré kennen, von dem man in Wahrheit sagen konnte: *le style c'est l'homme*. Das innerste Wesen Schurés lebte sich aus in seiner reichen, farbenglühenden Sprache, die ihn befreite von der Last des Alltagslebens und den Hemmungen der ererbten Physis. Schurés Stil ist Schwung, Beschwörungszauber, ist oft sogar dithyrambischer Rausch. Die streng gebundene Form des französischen Metrums, die er wohl in seiner Lyrik zu erobern strebte, zerstob unter seinen dennoch germanischen Händen, war seinem rheinländischen Genius zu beengend. Das Brausen seiner Seele ist wie Waldesrauschen in den Eichenkronen. Er vermählt sie der großen Stimme der Natur und macht sie fähig, auch die zartesten Flüstertöne zu erhaschen, die von den Geheimnissen künden, welche als Geistgeschehen hinter den Dingen liegen. Um sich selber sich zu offenbaren, muß seine Seele untertauchen in Bilder und Klangeswogen. In Chateaubriand hatte er den französischen Meister gefunden, der ihm Vorbild und Kunstwart sein konnte, bei dem er sich gleichsam die äußere Berechtigung zu dem holen konnte, was als Ausdrucksweise in ihm stürmte. Chateaubriand, der die Stimme des Urwalds, der Prärien und des Ozeans in seiner flutenden und geistgetragenen Rhetorik eingefangen hat und es versuchte, mit diesen Kräften dem Genius des Christentums sprachlich gerecht zu werden. Auch Schuré suchte im

lebendigen Geistgestalten der Sprache sich den Ewigkeitswerten der Menschheit zu nahen, deren Wirken sich ihm an den Kulturerrungenschaften der Völker offenbarte. Er suchte die Stimme der Eingeweihten aller Zeiten und Rassen zu erlauschen und vermochte durch die Evokationskraft seines Bild-Erlebens und durch das intensive Eindringen in die geistigen Untergründe der Geschehnisse, wie aus fernen Zeitenräumen sie in der Gegenwart hinüberklingen zu lassen. Sein Gefühlserleben war so stark, daß es ihm gelang, durch die feinen Untertöne seiner Farben die Ereignisse wesenhaft vor uns auferstehen zu lassen. Dies gelang ihm in wunderbarer Reinheit, so lange er vermochte, die persönliche Leidenschaft in Gestaltungskraft umzuwandeln, sie als mächtigen Hebel zu schöpferischer Arbeit in sich wirken zu lassen, nicht als Trieb, der ja in Täuschung und Blindheit stößt. Das gereinigte, in Bewunderung und Begeisterung erglühende Seelenfeuer hat in ihm auch die Hingabe geweckt, durch welche sich jene Strahlenfluten der Inspiration ergießen konnten, die sein Werk zu einem bedeutsamen Ereignis in dem Erkenntnisringen des Abendlandes vor der Jahrhundertwende gemacht haben.

Er war wohl vorbereitet dazu durch Studium und durch eine intime Pflege angeborener musikalischer Anlagen. Das deutsche Lied hatte ihn, dessen Großeltern noch Rheinländer waren, gelehrt, in der Volksseele die Stimme der Weltenseele zu vernehmen. So konnte er zum Wesenhaften in der Musik durchdringen. In dem Werke Richard Wagners traten ihm im Bilde und auf Klangeswogen die alten versunkenen Göttergestalten entgegen; die in ihm drängende Kraft der Leidenschaft fand eine tonbildliche Verklärung in den Ekstasen Tristans. Germanentum und Keltentum lebten wie eigenes Sein in seiner Seele wieder auf. Innerhalb Italiens aber erlebte er Griechenland, das plastische, das architektonische Griechenland, in den dort erhaltenen Resten seiner strahlenden Kultur, aber auch Griechenland, wie es in der Renaissance wieder aufblühte, vor allem in den unsterblichen Werken der italienischen Malerei, Doch auch die Mysterienstimme Griechenlands erlebte er in der Geistgemeinschaft mit einer Frau, die – als Pflegetochter des englischen Gouverneurs von Korfu – ihre Kindheit in der griechischen Heimat, ihre Jugend in Indien verbracht hatte, die in Italien ein Töchterchen im zartesten Alter verloren hatte, das ihr zur Offenbarerin übersinnlicher Realitäten in seinem kurzen Leben und auch im Tode wurde. Dieser Persönlichkeit verdankt Schuré die Anregung zu dem Werk, durch welches er Vielen, die im verzweifelten Suchen pfadlos irrten, den Weg gewiesen. «Die großen Eingeweihten» sind das Ergebnis der gemeinsamen Arbeit mit jener Griechin; selbst nach ihrem Tode erlebt Schuré die Kraft der Inspiration, die ihm von dieser Seele zuströmt, und ihre wesenhafte Gegenwart. Es kommt der Zeitpunkt, wo dies Erleben schwindet, wo ihm ist, als ob sich ihre Seele zu höheren Sphären hebe. Und erst dann fühlt er sich allein und verlassen.

Es war vor der Jahrhundertwende. Mittlerweile war Schuré's Name bekannt geworden und hatte ihm den Zutritt zu den literarischen Kreisen von Paris eröffnet. Sein theosophisches Wissen wurde respektiert, weil es sich in das Gewand

der Dichtung hüllte und in unbestimmten Konturen verblieb, ohne den Anspruch zu erheben, Wissenschaft des Geistes zu sein. Immerhin genügte dies, um, trotz häufiger Begegnungen mit den literarischen Größen seiner Zeit, eine Schranke zwischen diesen und sich aufgerichtet zu sehen. Er rechnet es diesem Umstande zu, daß er als Dramatiker nicht hat durchdringen können. Und hierin sah Schuré das Ziel des eigenen Strebens: er wollte ein Drama schaffen, das die sinnliche Welt mit der übersinnlichen verbindet; er sah in der Macht der hingebenden Liebe eine weckende und richtunggebende Kraft für die schlummernden Fähigkeiten der Seele; er stellte Frauengestalten hin, in denen die helllichtigen, in der Gegenwart manchmal noch atavistisch auftretenden Fähigkeiten einer Pythia, einer Veleda wieder wach werden. Damit diese Gestalten Fleisch und Blut gewinnen, wie sie die Bühne braucht, damit die Handlung in rapidem Tempo vor sich geht, macht Schuré den Forderungen unserer Zeit einige Konzessionen, läßt er die Leidenschaften branden, läßt äußerlich «viel geschehen». Doch sah er darin auch eine künstlerische Forderung. Er empfand das Ringen der auf sich selbst gestellten Seele um Geistverwirklichung, ihren Kampf um die allmähliche Erweckung des Geistmenschen in sich, für die Bühne noch als zu abstrakt. Dieses Steckenbleiben innerhalb der persönlich-gebundenen Emotionen und Leidenschaften beim Ringen mit den Geistproblemen war wohl der innere Grund dazu, daß seine Dramen nicht jene geistige Höhe erreichen, die auf den Zuschauer als Katharsis wirkt. Für das moderne Theater waren sie trotzdem unreal, denn das seelische Element ist ja, der intellektualistischen Anschauung gemäß, nicht geist-, sondern leibverbunden. Den Doppelaspekt der Seele, ihre Aufgabe, die Brücke zur Geistrealität zu sein, nahm der wissenschaftliche Materialismus nicht mehr ernst. Dem «Théâtre de l'âme» von Edouard Schuré öffneten sich die Bühnen nicht. Schuré sah sich in seinem Wollen nicht verstanden und fühlte sich zurückgestoßen und entmutigt.

Das erste und stärkste jener Dramen, «Die Kinder des Luzifer», wirkte jedoch in einzelnen Seelen wie ein Hammerschlag. Man horchte auf! Was spricht aus diesen Worten, ohne daß es eigentlich darinnen steht? In die Sanddünen des lettischen Ostseestrandes war es auch wie durch einen Zufall hineinverweht worden und weckte wenigstens in einer der suchenden Seelen jener Zeit einen Impuls und einen Entschluß. Etwas erklang aus diesem Drama, das wie ein Tempelruf war. Wo aber war der Tempel zu finden? Man mußte die Fährte ergreifen, die sich bot. Das Nächstliegende war, dem Verfasser zu schreiben und dem Impuls zu folgen, dieses Drama in die deutsche Sprache zu übersetzen. Dies geschah und führte zu einer ernst sich gestaltenden Korrespondenz zwischen Edouard Schuré und der Schreiberin dieser Zeilen. Sie war ihm zu unendlichem Dank verpflichtet für das Licht, das er ihr durch sein Buch «Die großen Eingeweihten» vermittelt hatte, ja, auch für das Wort «Esoterik», das sie dort zuerst gefunden und das wie ein Blitz eingeschlagen und ihr das weitere Suchen erleichtert hatte. Er aber fühlte warmen Dank für das Verständnis, das ihm in einer Zeit der Einsamkeit und der innern Verlassenheit entgegengebracht wurde.

Der durch diese Korrespondenz entstandene Gedankenaustausch weckte, nachdem im November 1900 Rudolf Steiner, der überragende Kenner aller Esoterik, aller menschlichen und auch kosmischen Entwicklungsgeschichte, sein theosophisches Wirken begonnen hatte, und doch nur einem recht bescheidenen Kreis von Menschen seine überreichen Geistesgaben spendete, den Wunsch, diese beiden Männer einander näher zu bringen, aus deren Verkehr sicher etwas bedeutendes entstehen müßte. Dieser Gedanke wurde bald ein Ziel. Das Ziel konnte seine Verwirklichung erst im Jahre 1906 finden. Inzwischen wurden außer «Die Kinder des Luzifer» auch «Die großen Eingeweihten» und «Die Heiligtümer des Orients» übersetzt, und Rudolf Steiner hatte, anknüpfend an Schurés Drama im Beginn seiner theosophischen Tätigkeit in Berlin, Vorträge über «Die Kinder des Luzifer und die Brüder Christi» gehalten. So war ein Band geschaffen worden noch vor der persönlichen Begegnung.

Den Eindruck jener Begegnung hat ja Schuré mehrfach geschildert. Wir finden ihn auch hier wieder berichtet. Es war wie ein Wiedererkennen. Ein Eingeweihter war über seine Schwelle getreten: das wußte Schuré vom ersten Augenblicke an. Der ernste, milde und ruhige Blick des Sehers hatte wie ein Blitz in seine Seele eingeschlagen. Seine eigenen Augen waren groß und weit geöffnet, sie tranken den Augenblick in sich hinein; die Gebärde war wie ein Entgegenschellen.

Diese Seelenhaltung hat sich nicht geändert, so oft auch Schuré mit Rudolf Steiner zusammentraf. Es verband sich noch damit beim Anhören der Vorträge warme Begeisterung, – und inniger Dank und intensive Aufmerksamkeit bei den vielen Gesprächen während der gemeinsamen Spaziergänge auf den Hängen der Vogesen, auf dem Odilienberge und in dem trauten Heim des Landhauses von Barr, wo von 1907 bis 1912 ein mehrtägiger Herbstbesuch zwischen zwei Vortragsreisen Rudolf Steiners in rhythmischer Wiederholung folgte. Schuré wiederum pflegte zwei Sommerwochen in München während der Festspiele und nachfolgenden Vortragsveranstaltungen zu verbringen und hat manchen Vortragszyklus während des Winters besucht. «On passerait l'atlantique», sagte er dazu. Immer gab er sich als den zum Lehrer, zum Meister emporschauenden Schüler; immer wieder stellte Rudolf Steiners schlichte liebevolle Art das kameradschaftliche Gleichgewicht im Verkehr her. Merkwürdig naiv kann es nur anmuten, wenn unter unseren allwissenden Intellektuellen, wie wir solche in Scharen haben, jemand von der Höhe seines vermeintlichen, aber in Selbstgefälligkeit urständenden Wissens herab, dekretiert: «Auch von Schuré hat Steiner viel Prägnantes übernommen, und die Quellen Steiners sind bekanntlich oft bedeutender als er selbst: was auch in diesem Falle zutreffen dürfte.» Schuré konnte nur empört auffahren bei diesem Satz, der ihm lächerlich erschien. Quelle brauchte er ihm wahrhaftig nicht zu sein. Aber Rudolf Steiner hat Schurés Schriften erst kennen gelernt durch die deutsche Übersetzung der oben genannten Werke, die ihm von der Übersetzerin vorgelegt wurden zu einer Zeit, wo das gesamte theosophische und esoterische Wissen durch Rudolf Steiner einen neuen Einschlag erfuhr. Wie leichtfertig solche

Bemerkungen von Schriftstellern, die ernst genommen werden wollen, hingeworfen werden, zeigt auch folgender Satz aus Barthels Buch: «Daß übrigens Rudolf Steiners Gedanken und Worte seiner Tanzbestrebung ›Eurythmie‹ aus den Arbeiten Schurés entnommen hat, dürfte zweifellos sein.» Schuré hat nie irgend welchen Gedanken nach einer Tanzbestrebung hingewendet; er war eher geneigt, das Wort, nötigenfalls, durch melodramatische Unterstreichung zu heben, und hat auch die Entwicklung der Eurythmie nie mitgemacht. Als diese sich entwickelte, war schon die Trennung durch den Krieg Tatsache geworden. Rudolf Steiner ist dem Gedanken der Eurythmie erst nahe getreten, als es galt, für ein junges Mädchen, das sich und seine jüngeren Geschwister nach dem Tode des Vaters zu erhalten hatte, einen Beruf zu schaffen, der in dieser Richtung läge, und doch nicht Tanz oder Gymnastik sein sollte. Wie so oft löste auch hier eine reale Lebensatsache mit der Bitte um Hilfeleistung den Impuls zu einer neuen Anregung aus. Die Arbeit selbst brachte die weitere Entwicklung des fruchtbaren Gedankens. Der Name «Eurythmie» wurde von der Schreiberin dieser Zeilen vorgeschlagen, die sich der Sache hatte annehmen müssen, um sie weiter zu bringen. Wenn schon außer der griechischen Antike jemand für die Wahl dieses Namens eine ihm unbewußte Anregung gegeben hat, so ist es der belgische Schriftsteller Mr. Sigogne, mit dem ich manche Gespräche über Eurythmie führte, als der Gedanke zu einer eurythmischen Bewegungskunst noch gar nicht ins Leben getreten war.

Schnell fertig ist man heute mit dem Wort.

Schuré war es nicht. Er pflegte nach jedem Vortragszyklus, und auch nach den Gesprächen in Barr zu sagen: er brauche Monate, um das Empfangene zu verarbeiten.

Ihn drängte es, künstlerisch-dichterisch zu gestalten, was seine Seele so erfüllte, und die Kraft zur Ausgestaltung wahrer Esoterik, nicht allgemeiner Gedanken darüber und intuitiver Ahnungen, muß in viel weiterem Maße das luziferisch-dionysische Element in sich gebändigt haben, als es Schuré vermochte. Im luziferisch-künstlerischen Element lag seine Kraft und seine Grenze. Nach der Durchchristung hat er sich gesehnt, ohne sie voll verwirklichen zu können. Aber sein Streben ging dahin und war unbeirrbar.

Er hatte sich von der Theosophischen Gesellschaft, der er beigetreten war, als noch Blavatzky lebte, losgelöst, weil ihm klar war, daß man dort vom Christentum nichts verstand. Er trat ihr wieder bei in der Zeit, als Rudolf Steiner in diesem Rahmen wirkte, um durch seinen Einschlag im Sinne des esoterischen Christentums die Bewegung ihrem wahren Ziele zuzuführen und sie vor dem Niedergang zu retten. Er schloß sich der Anthroposophischen Gesellschaft an, als der christliche Impuls von der Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft zurückgewiesen und dann in sein Gegenbild verzerrt wurde. In diesen Dingen kam eine Wahl für Schuré gar nicht in Betracht, er wußte seinen Weg.

Wie kam es, daß durch die Kriegsereignisse dieses Band dennoch getrübt wurde? Sein Todeskampf gibt uns eine ergreifende Erklärung dafür. Luzifer war sein

Versucher; nicht nur sein Lichtgenius. Der Chauvinismus lebte in ihm als Leidenschaft, so leidenschaftlich wie es nur bei einem zum Franzosen gewordenen Deutschen sein kann, der mit allen Kräften der Seele und deutscher Gründlichkeit das Adoptivland, das Wahlland umschließt. Er wollte sich während des Krieges von allen deutschen Schlacken in der Abstammung und dem geistigen Eintreten reinigen. Er verlor in dieser zur innern rage geworgenen Seelenverfassung jedes Maß.

Die Broschüre Rudolf Steiners «Gedanken während der Zeit des Krieges» war der äußerliche Anlaß, zugeflüsterte Verleumdungen, Bearbeitungen, Einflüsse, denen er unterlag, eine gewisse Verzweiflung – waren die Ursache eines gewalt-samen Sich-Losreißen von einer im deutschen Geistesleben wurzelnden Bewegung, deren Träger er beschuldigte, nur dem alldeutschen Gedanken zu dienen. Es ist das groteske Gegenspiel zu dem, was nach dem Kriege in Deutschland als Hetze gegen Rudolf Steiner unternommen wurde. Den einen ist er undeutsch, den andern ist er alldeutsch.

Schuré war seitdem wieder einsam.

Er hat jene Aufwallung bitter bereut. Er hat alles getan, um die früheren Beziehungen wieder herzustellen, und kam zu diesem Zwecke nach Dornach. Der noch im Alter so lange jugendlich rüstig gebliebene Mann war nun ein müder Greis, die Welt hatte sich gewandelt, und andere Aufgaben neben den früheren nahmen Rudolf Steiner ununterbrochen in Anspruch. Man sah sich nicht mehr, aber der Seelenfriede war Schuré wieder ermöglicht, und er wollte vor dem Tode noch sein Bekenntnis zu Rudolf Steiner als dem stärksten und reinsten Geiste unserer Zeit Ausdruck geben. Den 89jährigen ereilte bei dieser Arbeit der Tod.

Zu dem Aufsatz von Marie Steiner über Edouard Schuré:

Der Wunsch, Edouard Schurés Drama «Die Kinder des Lucifer» ins Deutsche zu übertragen, veranlaßte Marie von Sivers im Jahre 1900, sich brieflich an den Dichter zu wenden. Auf Grund des weiteren Briefwechsels mit Schuré sah sich Marie von Sivers bewogen, eine Veranstaltung in der Theosophischen Bibliothek von Graf und Gräfin Brockdorff zu besuchen, wo sie Rudolf Steiner begegnete. Die vorstehenden, bisher unveröffentlichten Ausführungen von Marie Steiner waren als Geleitwort für das Buch von Camille Schneider «Edouard Schurés Begegnungen mit Rudolf Steiner», Basel 1933, gedacht. Die Niederschrift hatte sich jedoch durch andere Anforderungen, die in dieser Zeit an Marie Steiner herantraten, immer wieder verzögert, so daß das Buch schließlich ohne das Geleitwort erschien.

In diesem Zusammenhang sei auf Heft 13 der «Nachrichten der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung» sowie auf die in den Heften 6–10 abgedruckten Briefe von Rudolf Steiner und Marie von Sivers an Edouard Schuré hingewiesen.

Eine Würdigung des in dem Aufsatz erwähnten belgischen Publizisten Sigogne, vermutlich ebenfalls von Marie Steiner verfaßt, findet sich in der Beilage zu der Wochenschrift «Das Goethe-anum» «Was in der Anthroposophischen Gesellschaft vorgeht» Jg. 1925, Seite 128. g

Ein Brief von Edouard Schuré

Maria von Strauch-Spettini, die um zwanzig Jahre ältere Freundin von Marie von Sivers und um die Jahrhundertwende ihre Lehrerin für Rezitation und Bühnenkunst, schrieb dieser in einem Brief vom 25. Februar 1902 die nachfolgend an erster Stelle wiedergegebenen Sätze. Sie haben uns veranlaßt, nach dem darin erwähnten Brief von Edouard Schuré zu suchen und die von ihm geschilderten Photographien der damals annähernd fünfunddreißigjährigen Marie von Sivers ausfindig zu machen. Der dann folgende, mit liebenswürdigem Charme und französischer Eleganz vor nunmehr fünfundsiebzehn Jahren – am 3. Februar 1902 – geschriebene Brief Schurés an Marie von Sivers, die damals in Bologna in der Leitung des dortigen Zweiges vorübergehend tätig war, bedarf keines Kommentares. – Wir müssen annehmen, daß es das diesem Heft beigegebene Bild (ca. 1901) war, welches damals Schuré vor sich hatte. Um den im Brief von M. von Strauch-Spettini charakterisierten Gegensatz zu zeigen, ist noch ein Bildnis aus der Petersburger Zeit beigelegt.

Es mag noch erwähnt sein, daß Marie von Sivers seit 1900 mit Schuré korrespondierte, daß die beiden Persönlichkeiten aber erst im Jahre 1906, beim Theosophischen Kongreß in Paris, Gelegenheit hatten, sich persönlich kennen zu lernen. Ar.

Maria von Strauch-Spettini an Marie von Sivers am 25. Februar 1902:

... Schurés Brief habe ich eingehend gelesen, fast durchstudiert, so sehr hat er mich gefesselt. Es muß doch einen hohen Reiz für Dich haben, Dich so geistvoll analysiert zu sehen. Alle immer wechselnden Einzelzüge, die mich von jeher so frappiert haben, weiß er mit echt dichterischer Sehergabe zu einem charakteristischen Gesamtbilde zu vereinigen. Was mir im ersten Moment entgegenschlug, warum ich mich erst langsam an die neuen Bilder gewöhnen mußte, war: Das Fremde, das Ferne, das Entrückte, das Gewordene; während auf dem Petersburger Bilde das Weiche, Seh nende, Suchende vorherrscht, die noch ungepanzerte, zuckende, verwundbare Seele verlangt nach einer Stütze. ... Interessant wäre es doch, wenn Schuré vergleichen könnte, er würde noch andere Charakterzüge finden, die sich nicht so leicht zu einem Bilde zusammenschließen lassen – Rätsel über Rätsel – Selten hat sich eines Menschen körperliche Erscheinung in wenigen Jahren so verändert, ...

Edouard Schuré an Marie von Sivers am 3. Februar 1902 (Übersetzung):

Zurückkommend von einem Spaziergang durch den Schnee, der über Paris liegt, finde ich soeben Ihre sympathische und sprechende Photographie. Ganz entzückt bin ich, mich nun mit Ihrer irdischen Erscheinung unterhalten zu können, und indem ich sie in Beziehung bringe zu der außergewöhnlich geistvollen Persönlichkeit, die Ihre Briefe mir offenbart haben, werde ich mir jetzt eine deutlichere Vorstellung von Ihrer Individualität machen können.

Ich hatte Sie mir eher als englischen oder slawischen Typ vorgestellt. Sie sehen mehr wie eine Deutsche aus, aber eine Deutsche, selten verfeinert und gestählt wie eine Toledoklinge. Das ist eine absolut moderne Physiognomie, die durchaus nichts präraphaelitisches haben kann, wie Ihre geschätzte Begleiterin Mlle. Garnets es

gerne möchte. Denn wenn es vielleicht auch Träume in diesen Augen gibt, das exakte Denken herrscht vor. Und ich bin beeindruckt von dem Durchdringenden und Treffenden in Ihrem Blick, wie auch von der Willenskraft und Festigkeit Ihres feinen Mundes.

Er kann wohl Pfeile der Ironie entsenden, er tut es aber nur, wenn die Augen es ihm erlauben. Und diese schauen weit . . .

Sie sind nicht eine dionysische, sondern apollinische Natur. Der Musik, die Ihnen gefällt, ohne Sie zu berauschen, ziehen Sie sicher die bildenden Künste vor und unter diesen die Skulptur der Malerei, da sich in ihr die reine Idee ohne Empfindungsinhalt zum Ausdruck bringt.

Die Meister des Ostens und ihre Gesandten im Abendland müssen in Ihnen die außergewöhnliche Klarheit des Geistes und die Willenskraft schätzen, die Ihrer inneren Empfindsamkeit und Ihrer feinen Wahrnehmungsfähigkeit, die ich aber kaum auf Ihrem Antlitz errate, als Schild dienen. Ein wenig bedaure ich die Italiener, die Ihrer «Stahlklinge» begegnen werden. Diese wird sie erstaunen und etwas verwirren – aber für Sie habe ich keine Angst. Die Klinge wird nur stumpf werden, wenn sie es will.

Von ganzem Herzen nochmals Dank für diese beiden charmanten Photographien, die einen so anmutigen und kraftvollen Eindruck von Ihrer hohen Geistigkeit geben. Sie haben sich meinem Geiste eingepägt und ich wahre ihnen einen Ehrenplatz.

In Erwiderng Ihres kostbaren Geschenkes sende ich Ihnen die versprochene Photographie von mir, und Sie werden sehen, wieviel ich bei diesem Tausch gewinne!

— — — —

Noch einmal Dank

Ihr ergebener *Schuré*

Liebe Weisheit Leben
erfüllt mir
Herz Seele Geist

Любовь, мудрость, разумъ
наполняют мнѣ
Сердце, Душу, Духъ.

Zu dem Vorwort zur russischen Ausgabe des Buches «Theosophie»:

Marie von Sivers entstammte einer deutsch-baltischen Familie, die seit Generationen mit Rußland verbunden war. Sie wuchs in Petersburg auf und kam nach ihrer ersten Auslandsreise als junges Mädchen auf den Familienbesitzungen im Bezirk Nowgorod in Verbindung mit der russischen Bauernbevölkerung. Es berührte sie tief, als sie von Rudolf Steiner zum ersten Mal von der spirituellen Zukunftsmission des russischen Volkes erfuhr. Die folgenden Ausführungen sind dem in Kürze erscheinenden Band I ihrer «Gesammelten Schriften» entnommen. Siehe hierzu «Aus dem Leben von Marie Steiner-von Sivers; Biographische Beiträge und eine Bibliographie», herausgegeben von Hella Wiesberger, Dornach 1956; ferner Tatjana Kisseleff «Aus dem Leben von Marie von Sivers in den Jahren 1867–1902» in «Beiträge für ein freies Geistesleben» Nr. 38–41.

Der oben im Faksimile wiedergegebene Meditationsspruch wurde von Rudolf Steiner für ein russisches Mitglied niedergeschrieben und von Marie Steiner ins Russische übersetzt. Das Datum ist nicht feststellbar.

Marie Steiner:

Zum Geist auf dem Wege der Leiden und des Bewußtseins

*Vorwort zur russischen Ausgabe von Rudolf Steiners «Theosophie»
geschrieben Dornach, Oktober 1926*

Rußland ist von der übrigen Welt abgeschnitten, – sein geistiges Leben ist erdrückt und zertreten. Die Tragödie des russischen Menschen ist so beispiellos, unsagbar und maßlos, daß man sie nur begreifen kann in Hinblick auf die Zukunftsaufgaben der Menschheit, auf die Notwendigkeit der Läuterung des Volkes in der bitteren Schule der Leiden; im Hinblick auf die dämonischen Kräfte jener mächtigen überirdischen Gewalten, die sich als Ziel setzen, die geistige Entwicklung der Menschheit zu vernichten, um ihre Früchte an sich zu reißen zur Erreichung ihrer eigenen Ziele. Daß es diesen Mächten möglich war, ihre dunklen Kräfte so zu entfalten in dem gottseligen, gottdürstenden russischen Lande, lag nicht wenig am Hochmut seiner Intelligenz, der oft verborgen war hinter einer äußeren Bescheidenheit, dabei aber dünnelhaft und durchtränkt vom Gefühl der eigenen und nationalen Überlegenheit – bei einer ungenügenden Weite der Weltanschauung. Es lastete auf ihr auch die Liebe zur Selbstbespiegelung, die die Türen zur Selbsterkenntnis verschloß.

Die Kultur des Westens verführte, aber nicht dort, wo unter einer unscheinbaren grauen Hülle sich ein gesundes Samenkorn des Lebens entwickelte; nicht dort, wo eine nüchterne konzentrierte Kraft geduldig und allmählich die Materie überwand; es lockte das bunte Spiel der Oberfläche, der phosphoreszierende Glanz der Dekadenz der westlichen Großstädte, besonders Paris. Wie eine Fliege, die sich in das Lampenlicht stürzt, war der russische Gebildete unablässig angezogen vom glimmenden Schein der zerfallenden Kultur des Westens.

Aber der gesunde Lebensinstinkt, der sicher fühlende, begriff, daß man den jungen strebenden Kräften des russischen Volkes eine gesündere Nahrung geben müsse; er begriff, daß man den verborgenen Kräften des Volksgeistes die Türen öffnen müsse, damit er die schlafende Seele des Volkes erwecken könne.

«Es schläft wie tot das regungslose Rußland.»

Jener Funke, der sich im Slavophilentum und Panslavismus entzündete, konnte Rußland nicht die Möglichkeit geben, seinen Volksgeist zu finden. Wie jede nationale Strömung war sie zu eng, verlor die Möglichkeit des weiten Blickes auf die menschlichen Aufgaben. Der Panslavismus war begreiflich als Gegenwirkung gegen die nach Rußland strömenden Kräfte der überreifen westlichen Kultur, die die elementare Jugend des russischen Volkes aufwiegelte und in ihr krankhafte

Ausbrüche hervorrief. Aber er konnte sich nicht zurechtfinden in den Mitteln zur Gesundung und kannte nicht den Weg zum Licht und zum Geist.

Diesen Weg zeigte der größte Genius unserer Zeit, der geboren wurde in jenem Lande, wo die germanischen und slavischen Kräfte des Blutes und des Geistes zusammenfließen. Was dem russischen Menschen am Deutschen als zu abgehackt und eckig erscheint, ist hier erweicht und verfeinert im österreichischen Element; was dem Deutschen als allzu unausgeglichen und zerfließend am Russen erscheint, zeigt sich hier gefestigt und begründet im frei-energischen Element des «österreichischen Slaven. Dieses Österreich gibt es nicht mehr; das Ziel und die Aufgabe des Pan-slavismus war, es zu zerstören. Das ist gelungen. Aber was in der physischen Sphäre stirbt, erwacht mit neuen Kräften und steht auf im Geiste. In der Person seines größten Sohnes gab Österreich der Menschheit den Führer zum Geist und den Befreier von ihren bitteren Nöten, von ihren tödlichen Kulturkrankheiten.

Der russischen Volksseele wird es nicht gelingen, sich zu festigen und zu reifen, sich auf die Höhe ihrer kosmischen Aufgaben zu stellen, wenn sie sich von diesem Lehrer lossagt. In seinem Wort wird ihr nicht nur Weisheit geschenkt, sondern auch jenes Lebenslement, in dem sie sich finden und den geistigen Übermenschen gebären und umfassen kann, jene Wesenheit ihres Ich, der sie nachjagt wie im Fieber, die sie im Chaos ihrer unbegrenzten, sich überstürzenden, atemlosen Kultur verloren hat und die sie klagend in vielen ihrer intelligenten Vertreter, in zahlreichen Einzelfällen für tot und nicht vorhanden erklärte.

In langer Reihe kamen zu Rudolf Steiner hilfesuschende Vertreter dieses chaotischen Seelenzustandes. Mir fiel das Los zu, ihnen als Dolmetscher zu dienen. Ich war erstaunt und litt unter dieser Ohnmacht, unter dieser krankhaften Zerstreutheit, die allzu oft verbunden war mit jenem Hochmut, von dem ich zu Anfang sprach, sogar verbunden mit kindisch-zürnender Verachtung für diejenigen, die sie ihrer bürgerlichen Gesetztheit wegen für unwürdig hielten.

Diese Schwäche betrückte mich. Begreifen konnte ich sie nur in der Erinnerung an den drückenden, bleiernen Himmel Petersburgs, nicht so sehr in seiner atmosphärischen grauen Farblosigkeit als in seiner geisttötenden moralischen Regungslosigkeit und Leere; auch in der Erinnerung an jenes verzweifelte Gefühl der Unentrinnbarkeit aus der Macht der Finsternis, welches sogar ein Herz ergriff, das an das Licht glaubt und sich die Aufgabe stellte, im Volk zu leben, fern von den Eisenbahnen.

O, dort konnte man keine Antwort finden auf die Frage des Lebens nach seinem Sinn und seinem Ziel. Aus diesen Ebenen konnte das Licht sich nicht losringen. Man mußte sich losreißen, die Wahrheit suchen auf dem Schlachtfeld des materialistischen Intellektes und der Traditionen abgestorbener spiritueller Jahrhunderte, sowie der sich durchringenden Kräfte unverständlicher, überirdischer, von der Wissenschaft nicht ausgeschöpfter Regionen. Im Kampfe mit den diesseitigen Mächten der Regungslosigkeit oder der Raserei mußte man zu Grunde gehen. Aus den dunklen Tiefen der Stumpfheit dieses Volkes unter dem Joch der

Armut und Unbildung, aus den zerrissenen Nerven dieser haltlosen Gebildeten, die ringen unter der Knute dämonischer Versuchungen oder die erdrückt waren von der Despotie dieser oder jener Richtung, war ein Schrei zu hören, ein Schrei der Seele, die im Abgrund irrt, fern von ihrer lichten Quelle, die sich in der Nacht verliert und dürstend emporruft zum Befreier, zum Geist.

Auf den Ruf der Seele, die in den Ketten des Materialismus gefesselt lag, gejagt von Dämonie, hat schon der Geist geantwortet, – schon reckt sich seine unsichtbare Hand, bereit, uns zu erfassen am Rande des Abgrundes, schon glänzen hell die Wellen seines Lichtes, schon hört man die wunderbaren Harmonien seines Weltwortes. Aber nicht an die durch Emotionen gehobene Stimmung wendet sich sein Wort zuerst. In der Lehre Rudolf Steiners wendet es sich an unser nüchternes Denken, an unser vom Licht erleuchtetes Begreifen, an unseren von Wünschen und Leidenschaften gereinigten Willen. Das ist der sichere und gesunde, gefestigte Weg, auf dem uns der Führer zum Wesen des Geistes führt, Rudolf Steiner.

Auf diesem Wege kann sich die Seele mit ihrer Lichtquelle neu verbinden, mit dem Schöpfergott, bereichert durch die Früchte der Prüfungen und die menschliche Erfahrung, die verwandelt ist in Menschenwissenschaft. Dann wird sich ihr erhellen das Wort, das Antlitz und der Ausdruck des Sohnes: sie wird Ihn sich erwerben, Ihn durchdringen und erfassen und Ihn verwandeln in schöpferische Kraft und Lebensmacht. Im Verkehr und der Vereinigung mit Ihm, in diesem lebendigen Bekenntnis wird sie der Heilige Geist erleuchten und durchdringen: Sein Wille wird ihr Wille sein, Sein Licht ihr Licht. Sie wird der Ausdruck der Freiheit, der Weisheit und des Strahlens sein. Die Welt wird bereichert werden durch die Verwirklichung eines neuen, selbständigen und befreiten Ich, das göttliche Auge wird ihr geöffnet werden.

«Ein verborgener Funke ist entbrannt.»

Aber dieser Funke muß entzündet werden in der selbstbewußten aktiven Seele. Der Glaube allein wird jetzt nicht helfen: notwendig ist die aktive Teilnahme eines jeden bei der Erwerbung von Geisterkenntnis. Zum Glauben, zur Liebe, zur Hoffnung, die vereint sind im Antlitz Marias, muß notwendig die Erkenntnis gesellt werden, d. h. das Wissen, Sophia: Das Wissen von Gott, das Wissen vom Menschen als der zehnten Hierarchie, von dem Augenblick, da sein Wille sich befreit von Wünschen und Leidenschaften und zusammenfließt mit dem Weltwillen. Die Seele, die diese Geistesbotschaft nicht aufnimmt, wird unschöpferisch und unfruchtbar bleiben, sie wird abfallen vom lebendigen Baum, sei es nur eine einzelne oder eine Volksseele.

Die Zukunft Rußlands liegt in seiner Bereitschaft, diesen Geist aufzunehmen, der sich entzündet hat auf den Trümmern der untergehenden materialistischen Zivilisation.

Zu diesem Geiste, zu diesem Ziel dieses nüchterne, aber weltumfassende Buch.

Ewige Individualität

Zur Erinnerung an Marie Steiner-von Sivers

Fernab von allem Getriebe äußerlicher Geschäftigkeit, fernab von der Hascherei und Hetzerei menschlicher Behaglichkeitssucht, hoch über jenen menschlichen Tiefen, wo an Stelle geistigen Lebens und Strebens die Offizialität menschenzerstierend tritt, voll hingegen indessen an die Probleme der Menschheit und mit offenem Sinn und wahrnehmenden Herzenskräften für jede in ihren Gesichtskreis tretende Persönlichkeit, verbrachte Frau Marie Steiner ihre letzten arbeitsreichen Tage. Strahlende Sonnenaufgänge über der reinen Gletscherwelt, kristallene Farben, rot, blau, grün, hehrste Reinheit repräsentierend, funkelnd wie feinste Rubine, Saphire und Smaragde im Sonnenlicht, waren jenen Tagen eigen, welche die letzten ihrer jetzigen Inkarnation waren. Ein Bild, wahrhaftig ein erhabenes Bild der Summe dieses vorbildlichen Lebens.

Wenn man hinblickt auf dieses Leben, wenn man schon des öftern versucht hat, es zu schildern, wenn man sich die Lebensbegegnungen mit Frau Marie Steiner vor die erinnernde Seele rückt, so weiß man, daß man die Blicke nicht nur auf die Spanne der Ereignisse zwischen Geburt und Tod richten darf. Für den zeitlichen Blick begann dieses Leben irgendwo in Rußland und endete auf Beatenberg und dazwischen liegen die vielen einzelnen Ereignisse, welche gewiß die Schriftzeichen der Entelechie bilden, deren Wesensart zu erkennen aber eben eines weiten Blickes bedarf. Rudolf Steiner selbst sagte einmal von ihrem Leben, daß es nur kosmisch begriffen werden könne. Jedenfalls ist es so, daß man dieses Leben beschreiben kann nach allen äußeren Gesichtspunkten, wie man das gewöhnlich tut, wenn die Biographie anderer überragender Persönlichkeiten geschrieben wird, und es entsteht ein reiches, schönes Bild, das Dankbarkeit und Bewunderung fordert. Dies kann man erkennen, wenn man die vorliegenden Erinnerungen und Lebensbeschreibungen zur Kenntnis nimmt.*

Etwas bleibt unbefriedigt bei jenen, die in Leben und Arbeit Frau Marie Steiner begegnet sind, etwas bleibt unausgesprochen und man fühlt, daß hier das Wesentliche, Essentielle dieses Lebens ungeschildert bleibt.

Das Wirken und Sein von Frau Marie Steiner bekommt erst echte Farbe, wenn man es auf dem Hintergrunde des geschichtlichen Werdens der Menschheit betrachtet und sozusagen den Augenblick ins Auge faßt, in dem es für die Entwicklung der Menschheit von Bedeutung wurde.

Zwei bedeutende Worte sind im Beginne der christlichen Entwicklung der Menschheit gegeben worden. Das eine ist das Christuswort: «So jemand zu mir kommt und achtet nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben gering, der kann nicht mein Schüler sein.» (Lukas 14/26)

* Siehe H. Wiesberger: «Aus dem Leben von Marie Steiner-von Sivers». «Aus dem Wirken von Marie Steiner». «Erinnerungen von Marie Steiner I und II». Alle im Verlag der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung, Dornach.

Das andere stammt von Paulus und ist das berühmte Wort: «Nicht ich, der Christus in mir.»

Beide Worte sind bedeutungsvoll und bestimmend für die Entwicklung der Menschheit. Es ist die Ichheit, die Individualität, die Entelechie also, angesprochen in ihrem irdischen Urbeginne in den Familien- und Rassenzusammengehörigkeiten. Man beachte, daß es heißt, «gering achten» oder «verlassen», nicht bekämpfen, nicht hassen. Im Gegenteil, wer so handelt, der kann der Christuskraft teilhaftig werden. Und diese bedeutet Liebe. Und man sieht: sich herausstellen aus den Banden, den Engheiten und Fesselungen der Familie und Rasse, also den Hüllen des Physischen und Ätherischen, aber auch des Astralischen, weil die Volkheit auch in diesen lebt, in dem was seelisch bildend in Idiom, Dialekt und Volkssprache wirkt, und aufsteigen zum Leben als Individualität in der Menschheit. Christuskraft läßt die Individualität jedem Menschen verstehend und liebend gegenüber treten. Schranken gibt es keine; das ist das Essentielle, dürr und abstrakt ausgedrückt. Und dies charakterisiert die Stellung von Frau Marie Steiner: sie hatte sich zum Menschentum erhoben.

Es ist deutlich, daß dies nur ein auf sich selbst gestelltes Ich vermag, das gewiß in sich schließt die Möglichkeit zu Irrtum und Fehl, da sonst keine Freiheit möglich wäre, wie Rudolf Steiner oft dargelegt hat. Es ist an das zunächst nicht ohne weiteres offenbare Geheimnis gerührt, daß Christuskraft durch Liebe zur Freiheit führt.

Im zweiten Ausspruch steht darin: das Ich soll die Christuskraft durch sich wirken lassen. Doch es steht kein dienendes Verhalten gegenüber einem übergeordneten Prinzip, das sich der Beurteilung entzieht.

Nicht Unterordnung, sondern höchst mögliche Entfaltung und Erkräftigung des Ich, das dann bewußt teilnimmt am Wesen der Dinge, am Entstehen des aus dem Logos Kraftenden. Es wird das Ich selbstbewußtes Organ des Geistes, der Ur-Wesenheit seines eigenen Seins.

Das sind nicht zwei der üblichen Moral dienende Worte, sondern historisch gewordene Entwicklungswahrheiten. Das ist dasjenige, was aus Rudolf Steiners Anthroposophie deutlich wird.

Das Weltenwort, das schaffende, in die Wirklichkeit des Menschenerdenlebens zu bringen und die Niedergangskräfte zu bekämpfen: das war Marie Steiners Hauptwerk.

«Das Erleben des Wortes führt zu Intimitäten des geistigen Erkennens, die wie eine Entsiegelung wirken der im Menschen verborgenen Geheimnisse. Der Mensch tritt uns hier entgegen seinem innersten Wesen nach, aus den Urgründen des ihn erschaffenden Seins heraus, so wie ihn zusammengefügt haben die richtunggebenden Kräfte der Wandelsterne, der Planeten, der Ruhesterne, des Tierkreises, die in den Lauten ihre Zeichen, in den Zeichen ihre Siegel haben. Ergreifen wir ihr zusammenfassendes Erklingen innerhalb der dem Menschen durch die Götter gegebenen Sprache, so erleben wir neue Bewußtseinszustände. Und diese Bewußtseinszustände entreißen uns der Erstarrung durch übermäßige Intellektualisierung, bringen uns dem Urquell des Seins näher. Tauchen wir unter in die Laute, so befreien wir auch den Gedanken aus seiner Umkapselung durch das graue Gehirn, das ihm sein Leben aussaugt, das aus dem gefügigen, bildsamen Werkzeug, das es bleiben sollte, ein Vampir geworden ist, der den Gedanken erötet. Bringen wir wieder den Gedanken in die Sprache zurück, die ihn geboren hat, in ihre Laute, ihre Lichte und Schatten, ihre Farben, ihre Bilder, ihren Pulsschlag, ihre Klanghebungen und -senkungen, ihre Bewegungstendenzen, ihre Tie-

fen-, Weiten- und Höhenrichtungen, ihre Zonen, ihre plastische, elastische, bal-
lende, schnellende Kraft – ja dann erlebt man Welten, die um so schöner und
reicher sind, als wir in der Lage sind, sie zu trennen von unserem subjektiven
Erleben und unterzutauchen in das Leben des Weltenalls. Wie arm erscheinen
wir uns selbst mit unserem engen Gefühlsleben, verglichen mit dem Reichtum, den
wir erfassen durch das Untertauchen im objektiven Weltenleben. Und Wege zu
diesem Erfassen weist uns die Sprache. Denn in ihr berühren wir die göttlichen
Kräfte, die uns erschaffen haben und die unsere Meister und Führer sind. Schaf-
fende Mächte berühren wir, die sich im Menschen ein Gebild erschaffen haben.»
(«Methodik und Wesen der Sprachgestaltung» S. 1)

Der Lebensgang, den Frau Marie Steiner selber schildert,* führte sie, die das
Leben im Geiste für die Menschheit suchte, zur Tätigkeit am Wort. In drei Arten
hat Marie Steiner so dem Worte «gedient», sich zum Organ des Wortes gebildet
und so in dreifacher Art den Menschen heilende Kräfte gebracht, die Seele und
Leib zum Ausdruck des Geistes bilden: in der Sprachgestaltung, in der Eurythmie
und in der Herausgabe der Worte Rudolf Steiners.

Man beachte die Wirkungen der Kurse, die sie gab, der Eurythmiedarbietungen,
die sie leitete, und der Rezitation, wie sie sie schildert in den Briefen an Rudolf
Steiner. Wie der Enthusiasmus und eine Kraft zum Leben geweckt wurden, davon
ist der Schreibende Zeuge im Nachkriegs-Wien gewesen. Unvergeßlich die Sprech-
chordarbietungen, die nicht nur ergriffen, wie man etwa sagt, sondern imaginatives
Erleben der ungeschauten Wirklichkeiten hervorbrachten. Vordringen zum Er-
leben des Wortes: Das ist eine Einweihung in das wirkende Wesen der Welt. Vom
abstrakten «Wort» zum wirkenden Wort; Hörenkönnen: unendlicher Reichtum –
übersinnlichen – Wesens erschließt sich. Und wer es bemerkt hat, daß im Laut,
der aus der Kreatur kommt, eben das dringt, was wesentlich, eigentlich eben in
der Seele der Kreatur wirkt, dem ist ein Geheimnis erschlossen: er weiß etwas aus
dem wirkenden Geisteswortleben.

Das Leben von Frau Marie Steiner kann nur als Fortsetzung früherer Ent-
wicklungsstufen begriffen werden. Nun, das gilt gewiß für jedes Menschenleben.
Aber hier stehen wir Reifeprozessen gegenüber, die sich zeigen darin, daß Frau
Marie Steiner ein Blick eignete für das spirituell Wirkliche, wie es im Leben von
Persönlichkeiten auftrat und in der Kunst leben konnte, die sich aber auch darin
zeigten, daß sie die Bedingungen, die zu beachten sind für ein Leben mit dem
Geiste, zu den Bedingungen der eigenen Lebensführung zu machen verstand.
Sie zeigten sich in der in dieses ganze Seelenleben, in die ganze Wirksamkeit, die
von ihr ausströmte, eingewobene und immer wieder neu entstehende Kraft der
Wahrhaftigkeit, ohne die ein Leben mit dem Geiste und für denselben nicht mög-
lich ist. Sie zeigten sich im Mute, die Gegnerschaft zu ertragen, die aus der zur
Lebensgestaltung gewordenen Schülerschaft zu Rudolf Steiner hervorgehen mußte
und sie zeigten sich im restlosen Einsatz aller ihrer Kräfte für das Werk Rudolf
Steiners und das ist gleichbedeutend mit dem Verzicht auf ein Privatleben; auch
den hat sie geleistet.

Nur wenige markante Punkte ihres Lebens seien hier berührt, welche das
Gesagte beleuchten und welche zeigen, daß solche Reifezustände nimmermehr in
einem Erdenleben errungen werden können, Gegebenheiten, welche zeigen, daß

* Siehe H. Wiesberger: «Aus dem Leben von Marie Steiner-von Sivers». Verlag der Rudolf Steiner-
Nachlaßverwaltung, Dornach 1956.

der geistige Entwicklungsweg irdischer Lebensweg werden kann. Eine kleine Anekdote aus ihrem Leben erzählte sie, wie sie als kleines Mädchen die brennende Frage in sich fühlte und von ihr Tag und Nacht umgetrieben wurde: «Was ist Religion?» – Sie sei dann, so erzählte sie humorvoll, in den Unterricht zu einem protestantischen Pfarrer geschickt worden und in der ersten Stunde hätte dieser Theologe die Frage beantwortet: was ist Religion – und er hätte gesagt: Religion komme aus dem Lateinischen und heiße Verbindung. – Das war ein Wasserstrahl auf das brennende Feuer ihrer Seele, das nun freilich nicht hervorbrechen konnte, das aber, wie es so oft geht, in der Tiefe weiter glüht und als leidenschaftlicher, bittender Seelenwunsch sich metamorphosierte und herauskam in einem späteren Lebensabschnitt. Ihr war es wohl gegeben, diese Frage im späteren Leben ganz anders zu stellen. Nämlich: wie kann dem *modernen* Menschen die Sehnsucht des Gottsuchens gestillt werden?

Nach ihrer Schulung an den besten Schulen Rußlands wandte sie sich aus innerstem Bedürfnis der Kunst zu, indem sie versuchte, in der Dichtung und in der dramatischen Kunst den Geist zu finden, und indem sie sich bestrebte, das Wort-Wesen zum Leben zu erwecken. Ihre Schicksalswege führten sie nach Paris an eine Schule, die der Rezitation, Deklamation und der Schauspielkunst gewidmet war, und welche der Comédie Française nahe stand, der Comédie Française, welche auf alte Traditionen des Geisteslebens zurückging und in ihren strengen Regeln noch manches bewahrte, was großartig und bedeutungsvoll war. Indessen war es eben Marie von Sivers gegeben, aus ihrem innern wesenhaften Blick und Gehör zu bemerken, daß auch diese abdämmernde Kunst die Menschenseele nicht führen konnte in ein wirkliches Geisterleben hinein. In diesem Zusammenhange war die Begegnung mit den Werken von Edouard Schuré bedeutungsvoll. Tausende haben dessen Werke gelesen, auf Tausende haben sie Eindruck gemacht. Marie von Sivers empfand das Bedürfnis, an Schuré heranzutreten und ihn zu bitten, ihr zu gestatten, seine Werke ins Deutsche – Marie von Sivers entstammte der deutschbaltischen Bevölkerung – zu übertragen. Es ist ein bedeutsames Symptom für dieses innere Einsehen-können wirklicher spiritueller Werte.

In dem Suchen und Streben nach Spiritualisierung der Kunst, speziell auch der Schauspielkunst, fand sie eine verständnisvolle und lehrende Freundin in Maria Strauch-Spettini. Und es ist auch ein eigentliches Symptom, daß sie in ihrem Suchen nach der künstlerischen Gestaltung des Wortes auch veranlaßt wurde, sich einem Theaterdirektor in Berlin vorzustellen. Dieser Direktor erkannte die geniale Begabung für Sprach- und Schauspielkunst bei Marie von Sivers und er wollte ihr den Weg des Ruhmes eröffnen. Das Angebot war glänzend, die Aussichten grandios, der Erfolg so gut wie sicher. Nur verlangte er, daß einige kleine Kompromisse eingegangen würden, damit die Journalisten, deren Gunst man zum Ebnen des Weges zum Ruhm zu benötigen glaubte, gewonnen werden könnten. Marie von Sivers betrachtete alles, hörte alles und – verzichtete.

Wenige Zeit später kam die Begegnung mit Rudolf Steiner zustande, welche nun diejenige Lebenssituation ergab, auf die Marie von Sivers aus den innersten Impulsen der karmischen Lebensgestaltung hingesteuert hatte. Karma ist nicht Fatum. Karma kann gebrochen werden. Karma kann dadurch, daß man einer Versuchung erliegt, völlig verändert werden.

Rudolf Steiner, als er den Auftrag annahm, die Deutsche Theosophische Gesellschaft in Berlin, wo er seine Anthroposophie vortrug, zu leiten, machte zur Bedingung, daß Marie von Sivers an seiner Seite die Arbeit trage, damit, wie er sich in seinem «Lebensgange» ausdrückt, Sektiererei und Sentimentalität, zwei

Urfeinde des Menschen auf dem Weg zum Geiste, von der anthroposophischen Bewegung weggehalten würden. Als die Eurythmie geschaffen wurde, da hat sich Frau Marie Steiner ihrer angenommen und sie weitergetragen. Die Impulse, welche durch Rudolf Steiner gegeben wurden für die Gestaltung des Wortes, nahm sie auf und bildete sie weiter. Und nach Rudolf Steiners eigenem Zeugnis ist «alles, was daraus geworden ist, ja durch sie eigentlich erst geworden».* Sprechchor und der Ausbau des Dramatischen – und das wissen sehr viele Menschen nicht – hat Frau Marie Steiner nach dem Hinschied Rudolf Steiners zu der Höhe weiterentwickelt, wie wir sie entgegennehmen durften in der Darstellung der Mysteriendramen, des «Faust», der Schillerdramen, der Steffendramen. Diese Kunst ist bis jetzt nicht übertroffen worden. Wer die Zeit erlebte, wo Marie Steiner mit dem Sprechchor auf Reisen ging, und wer selber die gewaltige Wirkung des Chores erleben durfte, der weiß, daß dadurch, daß das Wort durch sein eigenes Wesen in den Seelen zur Wirkung kam, die Zuhörer zum imaginativen Schauen erhoben wurden und Augenblicke der Vereinigung mit geistigen Wirklichkeiten durchleben durften.

Und ein drittes: Marie Steiner hat von allem Anfang an das geschriebene und auch das gesprochene Wort, als das letztere aufgeschrieben wurde, verwaltet, und zwar nicht nur im Einverständnis mit Rudolf Steiner, sondern vielmehr war es ein aus den Notwendigkeiten kommendes Tun beider. Die Vorträge wurden nachgeschrieben und das wesentliche daran war, daß Rudolf Steiner nicht die Zeit fand, sie durchzusehen, wie er selbst sagte. Die Nachschriften waren oft schlecht, und jede Nachschrift selbstverständlich hat Fehler. Manche allerdings hat Rudolf Steiner selber lesen können, aber sehr wenige, und so war es zu einer Lebensaufgabe Marie Steiners geworden, für eine Herausgabe dieses gesprochenen Wortes zu sorgen und ebenso für die Herausgabe der Schriften Rudolf Steiners, welche oftmals nicht in den besten verlegerischen Händen waren. Ein Auftrag Rudolf Steiners an Marie Steiner war, dafür Sorge zu tragen, daß sein Name mit seinem Werk verbunden bliebe. Wer diesen Auftrag durchdenkt, der weiß, daß in ihm alles umfaßt ist, was als Wirksamkeit von Rudolf Steiner ausgegangen ist.

Zwei Worte seien noch hingesezt, welche aufhellen das Verhältnis, das Marie Steiner zu Rudolf Steiner hatte. Hinblickend auf das Leben Rudolf Steiners, auf das, was an Widerstand und Widerkraft ihm entgegenstrebte, sagte sie:

«Die schwarzen heftigen Stoßkräfte, die ihren Keil hereinzutreiben streben, sind nicht wegzuleugnen – sie sind da. Sie sind immer da, wo eine Steuerkraft abberufen wird. Geschützt sind wir, wenn wir bei jeder Handlung eine bejahende Antwort haben auf die Frage: Ist sie in *seinem* Geist? – Wird das, wovor er uns gewarnt hat, beachtet? – Sind die Versuchungen, die in gewissen Wendepunkten an jeden Geistesschüler herantreten, genügend ins Auge gefaßt und gewürdigt? – Sind die in der Welt üblichen und des Geistesstreters unwürdigen kleinen Hilfsmittel über Bord geworfen wie unnützer Ballast? – Sind die Ansprüche, die wir an unsere eigene Reife und Einsichtsfähigkeit stellen, den Aufgaben entsprechend gesteigert? – Oder vermessen wir uns, trotz geistiger Unmündigkeit und seelisch nicht vollendeter Geborenheit, Schicksalsentscheider und Schicksalsmodler zu sein? – Und welchen Schicksals? – *Seines Werkes!*» (aus Erinnerungen von Marie Steiner I, S. 7).

* Siehe Rudolf Steiner: «Sprachgestaltung und dramatische Kunst», 1. Vortrag; ferner «Die Konstitution der Allg. Anthroposophischen Gesellschaft und der Freien Hochschule für Geisteswissenschaft – Der Wiederaufbau des Goetheanum», 1924–1925, Dornach 1966, S. 379/80.

Und ein weiteres:

«Willst du dich selber erkennen,
Blicke in die Welt nach allen Seiten.
Willst du die Welt erkennen,
Schaue in deine eigenen Tiefen.»

«Es ist das Leitmotiv seines Lebens. Er läßt nicht nach, die Beweise dafür aufzubringen, begnügt sich nicht auf seinem Lehrwege zum Geiste hin, den er der Menschheit hinterlassen hat, mit meditativen Anleitungen, mit Angaben zu mystischer Kontemplation, sondern er formt auf Grund der Methoden, die er in der Naturwissenschaft als die richtigen anerkannt, nicht aber auf dem Grunde ihrer Ergebnisse oder ihrer Weltanschauung, sondern auf Grund ihrer Entwicklungstheorie und Forschungsmethode, eine Wissenschaft des Menschen, die zur Wissenschaft des Geistes wird; er begründet sie, er baut sie aus, er befruchtet durch sie die anderen Wissenschaften und das praktische Leben. Die Menschheit findet in der Anthroposophie das wieder, was ihr die Möglichkeit gibt, bewußtseinsmäßig den Weg zurückzulegen, den sie einst abwärts hat gehen dürfen, getragen vom Götterdenken und geleitet von göttlichen Führern, hinunter in die Einsamkeit des Erden-Ichs. Diese Abgetrenntheit erst gibt dem Menschen die Möglichkeit, sich auch im Äußern zu erfassen. Seine Weltenzeit und sein Entwicklungsstand fordern, daß dies auf dem Wege der Verstandestätigkeit, der Bewußtseinsentfaltung und der Ich-Erkenntnis geschehe und ihm die Freiheit bringe: das Verständnis für das Wesen der Freiheit zunächst, dann die Liebe, dann den Willen zur Freiheit. Diese Liebe und diesen Willen im Menschen zu erwecken hat Rudolf Steiner versucht; diesen Weg hat er für die Menschheit ausgebaut. Sie kann ihn jetzt betreten.» (aus Erinnerungen von Marie Steiner II, S. 32/33).

Als Rudolf Steiner auf sein Krankenlager gefesselt war, da hat Marie Steiner auf ausgedehnten Reisen durch die Eurythmie den anthroposophischen Impuls in die aufgewühlte Menschheit getragen. Darüber geben ihre Berichte, die sie an Rudolf Steiner sandte, und die Briefe, die er ihr damals schrieb, Auskunft. Es war das Leben der Anthroposophie in jenem Zeitpunkt, das in der Außenwelt eben möglich war. Und nach seinem Tode waren es jahrzehntelang die Einsätze an den großen Tagungen, welche durch die Sektion für redende und musische Künste, die identisch war mit dem künstlerischen Arbeitskreise Frau Marie Steiners, welche das tragende und belebende Element der Tagungen waren; das bezeugten ihre späteren Gegner selbst.

Und vollkommen geistig-organisch in ihren Lebensgang hineingefügt stehen die Worte, die Rudolf Steiner ihr geschrieben hat kurz vor seinem Tode:

«Im Urteil zusammenfühlen und -denken kann ich ja doch *nur* mit Dir.»
«Denn innere Kompetenz gestehe ich für mich doch nur *Deinem* Urteil zu.»

Dr. Hans W. Zbinden

Zum 100. Geburtstag von Marie Steiner-von Sivers

**Bildbeilage zu «Nachrichten der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung
Nr. 17, Dornach, Ostern 1967**



Marie von Sivers, um 1901



Marie von Sivers, Petersburger Zeit

NACHRICHTEN

DER RUDOLF STEINER - NACHLASSVERWALTUNG MIT VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM ARCHIV

Heft 17 Ostern 1967 (Nachdruck 1985)

INHALT

	Seite
Rudolf Steiner: Geburtstagsspruch für Marie Steiner zum 14. März 1924 (Faksimile)	1
Rudolf Steiner: Aus «Mein Lebensgang», Kapitel XXXI (mit Faksimile)	2
Aus Briefen von Marie Steiner-von Sivers (mit Faksimile)	4
Marie Steiner: Fragment über Goethes Dichtungen «Tasso» und «Iphigenie»	22
Edwin Froböse: Zu dem vorstehenden Fragment	23
Marie Steiner über Edouard Schuré	25
Ein Brief von Edouard Schuré	31
Meditationsspruch von Rudolf Steiner und russische Übersetzung von Marie Steiner (Faksimile)	33
Marie Steiner: Zum Geist auf dem Wege der Leiden und des Bewußtseins. Vorwort zur russischen Ausgabe von Rudolf Steiners «Theosophie» .	34
Dr. H.W. Zbinden: Ewige Individualität. Zum Gedenken an Marie Steiner- von Sivers	37

Bildbeilage: Zwei Aufnahmen von Marie von Sivers aus der Petersburger
Zeit ca. 1885 und ca. 1901.

Die Zeichnung auf dem Umschlag wurde nach einer Bleistiftskizze Rudolf Steiners leicht verkleinert reproduziert.

Herausgeber: Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung, Rudolf Steiner-Halde, CH-4143 Dornach. – *Redaktion:* Wolfram Groddeck. – *Administration:* Rudolf Steiner Verlag, Haus Duldeck, CH-4143 Dornach.